

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Der lächelnde Henker

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der lächelnde Henker

John Sinclair Taschenbuch Nr. 24

von Jason Dark

erschienen am 15.03.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der lächelnde Henker

Vor Jahren hatte ich Moro, den Henker, im Kampf besiegt. Seine mörderische Axt wurde in einem Museum ausgestellt. Eines Tages war sie verschwunden. In London tauchte sie wieder auf. In den Händen des lächelnden Henkers. Die ersten Menschen starben.

Scotland Yard jagte den Mörder rund um die Uhr. Und dann hörte auch ich hinter mir das hohle Kichern des lächelnden Henkers...

In einem mörderischen Zweikampf hatte ich den schwarzen Henker damals vernichtet. Ein Dorf hatte er in Angst und Schrecken gehalten, hatte furchtbar gewütet, dann war ich gekommen.

Der schwarze Henker wurde besiegt. Die Menschen atmeten auf. Aber die alten Legenden widersprachen.

Darin stand geschrieben: Der schwarze Henker ist unsterblich!

Pitlochry!

Ein kleiner Ort in Schottland. Eingeschlossen von den hohen Kämmen der Grampian Mountains, eine wilde, romantische Gegend mit sauberer Luft und einer noch intakten Natur.

So hart und zäh wie die Umwelt, so zäh waren auch die Menschen. Ein besonderer Schlag. Verschlissen, mißtrauisch den Fremden gegenüber und immer wieder an das Schicksal denkend, das dieser kleine Ort erlitten hatte.

Der schwarze Henker!

Die Erinnerung an ihn blieb. Auch die Zeit nach seiner Vernichtung konnte sie nicht löschen, denn etwas befand sich noch innerhalb des Ortes.

Es war die Waffe des Henkers.

Das Beil!

Ein furchtbarer Gegenstand, mit dem er gewütet und seine Opfer gefunden hatte. Das Beil oder die Axt wollten die Bewohner des Dorfes dem Geisterjäger John Sinclair damals nicht mitgeben, es sollte als schaurige Erinnerung in Pitlochry bleiben und nachfolgenden Generationen zu denken geben. Wie fast jeder Ort hier oben besaß auch Pitlochry ein kleines Heimatmuseum. Dort fand die Axt ihren Platz. Manche Leute behaupteten, daß man noch die Blutspritzer an der Klinge sehen konnte, wenn man genau hinschaute, aber das war wohl ein wenig übertrieben und sollte dem Indiz nur einen makabren Touch geben. Das einsame Dorf inmitten der Berge

wurde im Sommer von Touristen besucht. Es gab drei kleine Bed and Breakfast-Pensionen, die in der Saison fast immer ausgebucht waren, denn in Pitlochry fanden großstadtmüde Menschen die richtige Erholung. Und natürlich erzählte man ihnen die Geschichte des schwarzen Henkers. Man berichtete von seinen Untaten und führte die Fremden als krönenden Abschluß in das Heimatmuseum, wo sie das Beil besichtigen konnten und einen noch nie erlebten Schauer bekamen.

Pitlochry hatte seine Sensation, und das kleine Dorf lebte gut davon. Doch immer wieder warnten die Alten, denn für sie war der schwarze Henker noch längst nicht besiegt. Irgendwann würde sich etwas ereignen, dessen waren sie sich sicher.

Die Jahre gingen ins Land. Frühling, Sommer, Herbst und Winter wechselten sich ab, und wieder einmal war es Herbst geworden, hatten erste Nachtfröste die Erde hart werden lassen.

Laub flatterte zu Boden, ein bunter Teppich, durch den zu wandern, es besonderen Spaß machte.

Um diese Zeit bereitete sich ein Ort wie Pitlochry auf den Winter vor. Und der Winter in den Bergen wurde lang. Manchmal lag bis in den April hinein Schnee, und die letzten Touristen verließen im Oktober den Ort. Die Einwohner waren dann unter sich. Niemand interessierte sich jetzt noch für das kleine Heimatmuseum. Es wurde abgeschlossen und sollte erst wieder im Frühjahr geöffnet werden.

Das Beil blieb in dem Glasschrank stehen, der ebenfalls verschlossen war.

Wenn die Sonne unterging, stiegen aus den Tälern die ersten grauen Schleier. Als lange Fahnen glitten sie lautlos in die Höhe und schlossen die Häuser wie ein Ring ein.

Manchmal konnte man nicht die berühmte Hand vor Augen sehen, so dicht lag der Nebel, der sich seinen Weg suchte und ihn auch immer fand. Die Menschen zogen sich in ihre Häuser oder in die

Gaststätten zurück, sie redeten miteinander und sprachen wieder über die alten Geschichten. Besonders im Herbst wurden die Untaten des schwarzen Henkers wieder lebendig, dann wurde von seinen Morden gesprochen und auch von dem Mann, der ihn damals besiegt hatte. Der Geisterjäger John Sinclair war ihnen in guter Erinnerung geblieben, ihn würden sie nicht vergessen, denn er hatte sie von dem unheimlichen Fluch befreit. Auch im Gasthaus saßen die Männer zusammen. Sie schauten nach draußen, sahen in den Nebel, und ein alter Mann meinte plötzlich:

»Freunde, das ist seine Zeit...«

Er brauchte den Namen nicht auszusprechen. Jeder wußte, wer gemeint war, man zog die Köpfe ein und schwieg.

Bis auf einen jungen Burschen, der schon einiges getrunken hatte und sich stark fühlte. »Was ihr alle habt!« rief er laut. »Der schwarze Henker, darüber kann ich nur lachen.«

»Das solltest du aber nicht, Ian.«

Ian, so hieß der Bursche, schlug mit der Faust auf den harten Holztresen. »Natürlich lache ich darüber. Wenn mir der schwarze Henker begegnet wäre, hätte ich ihm gezeigt, wer Herr im Haus ist. Ich hätte meinen Schädel nicht verloren.«

»Sprich nicht so!« wurde er angeherrscht.

»Ach, ihr seid Memmen. Ich bin da anders, und ich werde heute das tun, was ich lange nicht mehr getan habe. Ich schaue mir das Beil des Henkers an.«

Schweigen.

Der junge Mann nahm einen Schluck Bier. Er trank das hohe Glas leer, rülpste und schaute sich herausfordernd um. »He, ich gehe und sehe mir das Beilchen an. Will keiner von euch mit?«

»Bleib lieber hier.«

»Was ihr immer habt.« Ian kicherte. »Ich hole mir das Beil und kehre hier in die Kneipe als der schwarze Henker zurück. Ihr werdet

sehen, wie die Leute zittern, die mir unterwegs begegnen...«

»Damit spaßt man nicht!«

Ian ließ sich von gutgemeinten Ratschlägen überhaupt nicht abhalten. Er stützte sich vom Tresen ab, legte die ersten Yards unsicher zurück, fing sich dann und stapfte breitbeinig über die alten Holzbohlen auf die Tür zu.

Draußen empfing ihn der Nebel. Einige Besucher, die nahe der Tür saßen, hörten Ian noch pfeifen, dann verklang auch dieses Geräusch.

»Damit sollte man keine Scherze treiben«, sagte ein weißhaariger Mann, »wirklich nicht... ich weiß das. Der Fluch ist nicht gelöscht, der Henker ist unsterblich...«

»Du meinst, sein Geist?«

»Möglich.«

»Aber wie sollte er denn weiterleben?«

Der Weißhaarige hob den Blick. »Wir hätten die verfluchte Axt zerstören müssen.«

Jemand lachte. »Das sagst du jetzt. Hättest du das nicht schon vor Jahren vorschlagen können?«

»Habe ich doch, aber es wollte mir niemand glauben. Ausgelacht haben sie mich.«

»Dann geh doch hin und hau sie kaputt.«

Wieder schüttelte der Weißhaarige seinen Kopf. »Es ist nicht meine Aufgabe, so etwas muß der Pfarrer übernehmen. Nur er kann die Axt des Bösen entweihen und sie wieder zu einem normalen Gegenstand machen. Glaub mir.«

»Wieso normal?«

»Weil in dem Mordwerkzeug der Teufel sein Zuhause gefunden hat«, erklärte der Weißhaarige.

»Davon haben wir nichts bemerkt.«

»Nein, ihr könnt es auch nicht sehen, höchstens fühlen. Schlagt meine Warnungen nicht in den Wind, die Axt ist gefährlich.«

»Dann zerstören wir sie morgen!«

Der Weißhaarige nickte. »Die Idee ist gut, wir sollten noch mit dem Pfarrer darüber reden.«

»Und die Touristen?« beschwerte sich der Besitzer einer kleinen Pension. »Viele kommen nur hierher, um die Axt des schwarzen Henkers zu sehen. Sie ist eine Berühmtheit geworden.«

Abermals widersprach der Weißhaarige. »Mir ist die Zurücknahme eines alten Fluches lieber, als die paar Fremden, die herkommen, um die grausige Erinnerung zu besichtigen.«

»Darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen«, sagte der Mann mit der Pension.

Während die Gäste in der Kneipe noch weiter diskutierten, schlich Ian durch Pitlochry. Er war hier geboren, kannte sich aus und wußte trotz seines leicht umnebelten Hirns, wie er am schnellsten zum Heimatmuseum gelangte.

Nebel lag nicht nur in seinem Kopf, sondern auch über dem Dorf. Ein dichter grauer Schleier, hinzu kam die Dunkelheit, so daß fast nichts mehr zu sehen war.

Hier und da brannte ein Licht. Geheimnisvoll schimmernd durchbrach es die dunkelgraue Suppe für Sekunden, um schnell wieder verschluckt zu werden, wenn Ian es passiert hatte.

Es war kalt geworden. Trotz seiner Lederjacke fröstelte Ian, schlug den Kragen hoch und ging weiter. Dabei sprach er mit sich selbst, und es waren Worte, die sich um den Henker drehten.

»Der schwarze Henker!« Er kicherte. »Angst und Schieß haben die Leute. Das ist alles. So ein blödes Beil, was soll das schon tun? Gar nichts, überhaupt nichts.« Er schüttelte den Kopf. »Ich werde es nehmen, damit in die Kneipe gehen und einen Tisch zertrümmern.« Voller Vorfreude rieb er sich die Hände, denn er wollte es den anderen schon zeigen, wie man so etwas machte.

Das Heimatmuseum lag am Ende des Dorfes, wo die Felder

begannen und wo auch nicht weit weg der alte Friedhof lag. Aus einem der Gräber war der schwarze Henker gekommen und hatte sein erstes Opfer gefunden.[\[1\]](#) Dieser Friedhof spielte eine besondere Rolle, die Alten warnten auch immer vor ihm, und selbst Ian traute sich bei Dunkelheit dort allein nicht gern hin.

Das war auch nicht sein Ziel.

Er bog ab in einen kleinen Feldweg, ging über Gras und durch Schlamm, sah Bäume und Sträucher von geisterhaften Nebelschwaden umhüllt und glaubte, daß sie vor ihm einen gespenstischen Reigen tanzen würden. Er schüttelte den Kopf, begann wieder zu pfeifen und machte sich durch die Melodie Mut.

Manchmal wuchsen die Büsche so nahe an den Weg heran, daß ihre nassen Zweige wie starre Hände über die Kleidung des einsamen Spaziergängers strichen.

Ian ging schneller.

Nach wenigen Minuten schon sah er die Umrisse zweier Häuser aus den Nebelschwaden erscheinen. Das von ihm aus gesehen linke Haus gehörte der Freiwilligen Feuerwehr. Dort hatten die zur Brandbekämpfung notwendigen Geräte ihren Aufbewahrungsort gefunden. Das linke Gebäude war das Heimatmuseum. Ians Ziel. Man hatte einen Teil des Hauses aus Steinen zusammengefügt, und darüber war mit Holz weitergebaut worden. Es gab nur kleine Fenster, und zwischen zweien von ihnen befand sich die Tür. Sie war stets verschlossen, aber Ian kannte einige Tricks, um diese alten Dinger aufzubekommen.

Eine Steintreppe führte zur Tür hoch. Die Stufen zeigten Risse, in denen eine dunkelgrüne Moosschicht wuchs.

Ian mußte achtgeben, damit er nicht ausrutschte, als er die kleine Treppe hochschritt. Er legte die Distanz zur Tür schnell zurück, hatte einen Arm ausgestreckt, berührte mit der Hand die Tür und war überrascht, als sie plötzlich nach innen schwang.

Wieso war die Tür offen?

Ian schluckte. Er wischte sich über die Augen, weil er es selbst nicht glauben wollte, aber er hatte sich nicht getäuscht. Da hatte tatsächlich jemand den Eingang aufgeschlossen.

Wirklich aufgeschlossen? War ihm da jemand zuvorgekommen? Es fiel Ian schwer zu denken, der Alkohol umnebelte seinen Kopf zu stark. Er bückte sich, schaute auf das Schloß und piffte überrascht durch die Zähne.

Nein, das Schloß war nicht normal geöffnet, sondern aufgebrochen worden.

Sekundenlang blieb Ian stehen. Er wußte nicht, was er jetzt tun sollte. Wieder zurücklaufen? Dann hätten ihn die anderen nur ausgelacht. Also hineingehen und nachschauen, wie er es sich vorgenommen hatte. Ein wenig komisch war ihm schon zumute, als er die Tür weiter aufstieß. Sie knarrte in den Angeln, das Geräusch erzeugte bei Ian eine Gänsehaut. Aus dem Raum vor ihm drang der Geruch von Bohnerwachs, mit dem der Holzfußboden eingerieben worden war. Schon bald bewegten sich diese Dielen unter seinen Füßen, als er voranschritt. Es waren zahlreiche Gegenstände im Raum ausgestellt, von dem auch eine Treppe hoch in die erste Etage führte, und da wurde das Mörderbeil des schwarzen Henkers aufbewahrt.

Als Ian daran dachte, kroch ihm eine Gänsehaut über den Rücken. Er fühlte sich gar nicht mehr wohl, die aufgebrochene Tür hatte ihm zu denken gegeben, und in der Düsternis des Raumes glaubte er, überall Gestalten lauern zu sehen.

Natürlich konnte er sich täuschen, aber die alten Schränke, Ackergeräte und Tische sahen bei diesen Lichtverhältnissen eben anders aus als normal.

Zudem knarrten die Dielen, wenn er auch nur sein Gewicht verlagerte. Das Geräusch erhöhte die unheimliche Stimmung nur

noch weiter. Eine Taschenlampe hatte er vergessen. Jetzt ärgerte er sich darüber, doch es war nicht mehr rückgängig zu machen. Er wußte von früheren Besuchen, daß sich hier irgendwo Kerzen befanden. Die fand er auch in einer Tischiachlade.

Einen fingergroßen roten Stummel nahm er hervor, knipste sein Feuerzeug an und entzündete den Docht.

Zuerst flackerte die Kerze im durch die Tür fallenden Luftzug. Da wurde der kleine Saal plötzlich von einem seltsamen Leben erfüllt. Schatten geisterten über die Wände, gaben den ausgestellten Gegenständen ein verzerrtes Aussehen und glitten auch zuckend über die nach oben führende Holzterasse.

Die war Ians Ziel.

Er ging nur auf Zehenspitzen weiter, seine Sinne waren gespannt, und er mußte auf der Hälfte der Treppe den Kopf einziehen, um nicht an die Decke zu stoßen, die hier oben sehr niedrig war.

Ian wußte, daß in der ersten Etage nur ein Gegenstand ausgestellt war. Eben das Mörderbeil des schwarzen Henkers. Es stand unter Glas, er brauchte die Scheibe der kleinen Vitrine nur einzuschlagen und die Axt an sich zu nehmen. Ein Kinderspiel...

Seltsam groß wurde sein Schatten an die Wand geworfen, als er weiterging. Am Ende der Treppe mußte er sich scharf nach links wenden, um an sein Ziel zu gelangen.

Ian blieb stehen, streckte den rechten Arm aus, und das Licht der Kerze erreichte auch die Vitrine.

Zuerst glaubte er, einer Täuschung erlegen zu sein. Die Vitrine stand zwar noch dort, aber sie war zerstört.

Splinter lagen auf dem Boden. Von den vier Scheiben waren nur noch drei heil geblieben.

Und der kleine Holzsockel, in dem das Beil mit der Schneide gesteckt hatte, zeigte nur noch den Einschnitt. Die Waffe war verschwunden!

Ian fing an zu lachen.

Er stand da wie angewurzelt, ein völlig unmotiviertes Kichern drang aus seinem Mund. Dabei schüttelte er den Kopf, die Kerze in seiner Hand zitterte, die Schatten an den Wänden begannen heftig zu tanzen, aber er konnte einfach nicht anders.

Das Gelächter schüttelte ihn, bis es ebenso abrupt verstummte, wie es aufgeklungen war.

Man hatte die Axt gestohlen. Jemand war ihm zugekommen, um ihm einen Streich zu spielen. Eine andere Möglichkeit kam für ihn nicht in Betracht. Diese verdammten Burschen aus der Kneipe hatten ihn reinlegen wollen, aber sie sollten sich geschnitten haben. Wahrscheinlich rechneten sie damit, daß er jetzt an den schwarzen Henker dachte und ihn als Dieb einsetzte, soweit jedoch kam es nicht. Er kannte ihre Tricks, und er würde es ihnen schon zurückzahlen.

Sie hatte ihn in Angst und Schrecken versetzen wollen. Fast wäre es ihnen gelungen, aber nur fast. Tief holte er Luft. Hinter seinen Schläfen pochte es. Das verdammte Bier und der Whisky lähmten seine Bewegungen und ließen ihn langsam reagieren, auch im Nachdenken. Er drehte sich um.

Ian befand sich noch mitten in der Bewegung, als er von unten das Geräusch hörte. Da war jemand an der Tür!

Einen Augenblick später änderte sich das Geräusch, jetzt waren es Schritte, die an seine Ohren drangen.

Schwer und dumpf klangen sie zu ihm hoch. Auf einmal war er sicher, daß er sich nicht mehr allein im Haus befand. Da unten lauerte noch jemand, einer war ihm nachgeschlichen, wahrscheinlich ein Kumpel aus dem Gasthaus.

Auf Zehenspitzen näherte er sich der Treppe, blieb auf der obersten Stufe stehen und streckte die Hand mit der Kerze über das Geländer,

um in die Tiefe zu leuchten.

Es wurde zwar heller, aber der Kerzenschein strahlte zumeist nach oben hin ab, in die Tiefe fiel nur wenig Licht. Erkennen oder entdecken konnte er nichts, dafür aber vernahm er die Schritte.

Schlurfend, nicht zögernd, sondern zielstrebig. Ian versteifte sich und lauschte. Sein Herz klopfte schneller. Kamen die Schritte die Treppe hoch? Wollte der Unbekannte etwa zu ihm?

Er hatte nichts dabei, womit er sich verteidigen konnte, nur seine Fäuste, und die würde er auch einsetzen, wie er es schon oft bei Schlägereien getan hatte.

Ian spannte seinen Körper. All seine Sinne konzentrierten sich auf die von unten hochklingenden Schritte, doch sie wurden nicht lauter. Im Gegenteil, schon bald klang das Geräusch schwächer an seine Ohren. Der Fremde ging.

Hatte er keinen Nerv mehr? Das Gesicht des lauernden Ian zog sich in die Breite, als er grinste.

Der andere sollte sich wundern. All right, seinen Spaß hatte er gehabt und Ian einen nicht gelinden Schrecken eingejagt. Jetzt aber wollte er den Spieß umdrehen, nun, würde sich der andere wundern. Ian übereilte nichts, der Unbekannte sollte auf keinen Fall gewarnt werden, wenn er die Treppe nach unten schlich.

Ian hielt sich dicht an der Wand. Wie schon beim Hinaufgehen, so knarrten auch diesmal die Holzstufen, und das Geräusch kam ihm jedesmal überlaut vor.

Der andere mußte ihn hören.

Ian wurde wütend. Er war auch nicht mehr auf seine Sicherheit bedacht und beeilte sich jetzt. Wenn er schnell lief, konnte er den Unbekannten vielleicht finden, auch wenn er das Haus schon verlassen hatte. Die letzten beiden Stufen sprang er hinunter, kam wuchtig auf und warf die Kerze weg. Die Flamme verlöschte, nachdem sie einmal über den Boden geleckert hatte.

Die Tür stand weiter offen. Ian hatte sie nach seinem Eintritt fast zgedrückt, jetzt war sie so weit geöffnet, daß Nebelschleier träge in das Innere des Heimatmuseums wallten.

Und inmitten der Schleier stand eine schreckliche Gestalt. Sie hatte sich hervorgeschält wie ein Geist. Ian war so entsetzt, daß er nur auf den Kopf achtete, der von einer Kapuze verdeckt wurde, wie sie Henker bei Hinrichtungen getragen hatten. Er konnte nicht genau erkennen, welche Farbe die Kapuze besaß, schätzte sie allerdings dunkel ein.

Und er sah noch etwas.

In Höhe der Augen befanden sich zwei Schlitze. Dahinter glaubte er, kalte, gnadenlose Pupillen glänzen zu sehen, die ihn fixierten wie ein Raubtier seine Beute.

In den Händen aber hielt die Gestalt die Axt.

Das mörderische Beil des schwarzen Henkers, das so lange unter der Glasvitrine gestanden hatte. Jetzt befand es sich in der Hand dieser Horror-Gestalt.

Mit beiden Fäusten wurde es umklammert und quer vor das Gesicht gehalten.

Sekunden dehnten sich.

Der junge Mann hatte das Gefühl, als würde er bereits minutenlang auf dem Fleck stehen, und sein Grauen verstärkte sich abermals, als er das Geräusch hörte, das unter der Kapuze seltsam verzerrt an seine Ohren drang.

Es war ein hohes, kicherndes Lachen, ein hörbares Lächeln, das nach Triumph, Wahnsinn und Rache schmeckte. Der Henker hatte sein Ziel erreicht, er war zurückgekehrt, die Alten hatten recht mit ihren Geschichten behalten. Es gab ihn!

Wie neu sah die Klinge des Beils aus. Ian konnte sich gut vorstellen, daß diese Waffe nur einen Schlag brauchte, um einen Kopf vom Körper zu trennen.

Auch seinen?

Er rechnete fest damit, doch der Henker hatte damit nichts im Sinn. Seltsamerweise drehte er sich um und ging davon.

Er wandte Ian seinen Rücken zu, lief drei, vier Schritte, dann verschluckte der Nebel seine schreckliche Gestalt. Ian aber stand wie angewachsen auf dem Fleck. Die Welt um ihn herum existierte nicht mehr, er stierte in den Nebel und glaubte, einen Spuk erlebt zu haben.

Dann jedoch dachte er an die erste Etage und die zerstörte Glasvitrine. Nein, es war kein Spuk. Das Beil lag nicht mehr dort, der Henker hatte es sich geholt und sich sogar dem jungen Mann gezeigt, den plötzlich nichts mehr in dem Haus hielt.

Laut schreiend verließ er es, und er schrie auch noch, als er durch Pitlochry rannte.

Seine Schreie mobilisierten die Bewohner. Im Gasthaus liefen die meisten zusammen. Mit schreckenstarrten und bleichen Gesichtern hörten sie sich die Geschichte an, und es gab nicht wenige, die hastig ihre Kreuzzeichen schlugen.

Dann rannten sie zum Heimatmuseum, sahen die zerstörte Vitrine und blieben betroffen stehen.

Einer nur sprach das aus, was wohl alle dachten.

»Der Fluch des schwarzen Henkers hat sich erfüllt. Moro ist wieder frei...«

Der Brief lag in der Post!

Wie jeden Morgen, wenn Suko und ich in unserem gemeinsamen Büro saßen, wurde die Post von Glenda Perkins, unserer Sekretärin, gebracht, zusammen mit einer zweiten Tasse Kaffee und Tee. Lächelnd legte Glenda uns die Briefe auf den Schreibtisch. Sie trug einen quergestreiften Pullover, rot und grau in den Farben, und einen grauen Hosenrock, der sich in Höhe der Oberschenkel pumpartig

aufbauschte.

»Was ist denn heute dabei?« fragte ich und schob meinen Zeigefinger in den Henkel der Tasse. »Liebesbriefe, Rechnungen, Mahnungen. Letztere können zerrissen werden.«

»Und die Liebesbriefe?« fragte Glenda.

»Die behalte ich natürlich.«

»Wer sollte dir denn einen Liebesbrief schreiben?« erkundigte sich mein Freund und Kollege Suko.

Ich machte ein erstauntes Gesicht. »Du tust, als hätte ich keinerlei heimliche Verehrerinnen. Wer weiß, wieviele Fans von mir auf der Welt herumschwirren.«

»Jede Menge«, behauptete Glenda.

»Da hörst du es!«

»Aber ich meine Dämonen«, setzte Glenda noch eine kleine Spitze darauf, was mich zu einem Verdrehen der Augen und folgender Antwort veranlaßte:

»Ihr gönnt mir auch nichts.«

»Doch, die Post und den Kaffee.«

»Über den Kaffee freue ich mich besonders«, erwiderte ich lächelnd.

»Der ist schließlich freiwillig gekocht. Mein Dank wird dir ewig nacheilen und dich nie erreichen, Glenda«, versprach ich ihr.

»Ekel!« zischte sie, war schon an der Tür, als sie noch einmal Luft holte und sich der quergestreifte Pullover vorn ein wenig spannte. »Da ist übrigens ein Brief aus Schottland dabei.«

»Hast du ihn geöffnet?«

»Privatpost öffne ich nicht.«

Ich wühlte die zahlreichen Umschläge durch, um den Brief zu finden.

»Die Handschrift sieht mir übrigens nicht nach einer Frau aus«, erklärte Glenda noch, bevor sie die Tür schloß.

»Na denn«, sagte ich und ließ mich auf meinem Schreibstuhl zurücksinken.

»Da ist der Brief.« Suko hatte ihn gefunden und wedelte damit. Er drehte ihn so, daß er den Absender lesen konnte. »Stammt tatsächlich aus Schottland, das Schreiben. Pitlochry heißt der Ort. Kennst du ihn?« Er schob mir den Brief rüber.

»Nein.« Ich griff zum Öffner, schlitze das Kuvert auf und zögerte, den Brief aus dem Umschlag zu nehmen.

»Was ist los?« fragte mein Freund.

»Pitlochry, hast du gesagt?«

»Ja.«

Ich dachte nach. Himmel, der Ortsname kam mir doch bekannt vor. Mich hatten zahlreiche Abenteuer nach Schottland geführt, ich hatte dort schlimme, grausame Fälle erlebt, und mit dem Namen Pitlochry verband ich eine schreckliche Erinnerung.

»Hol das Papier doch hervor«, sagte Suko, »dann brauchst du nicht mehr zu grübeln.«

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgestoßen. Wir drehten uns beide um und schauten in Glendas hochrotes Gesicht. Irgend etwas mußte geschehen sein, das unsere Sekretärin so erschreckt und aufgeregt hatte.

»John!« ächzte sie. »Dieser Brief aus Schottland. Er stammt aus Pitlochry!«

»Das weiß ich inzwischen.«

Sie schüttelte den Kopf und schaute mich an wie einen Geisteskranken.

»Begreifst du denn immer noch nicht, John? Pitlochry, meine Freundin, der schwarze Henker...«

Verdammt!

Ich schoß von meinem Stuhl hoch. Glenda hatte recht. Jetzt erinnerte ich mich wieder. Mein Gott, es war Jahre her, als wir beide nach

Pitlochry gefahren waren, weil Glendas Freundin um Hilfe gebeten hatte. In Pitlochry hatte damals ein Untoter gewütet - eine grausame Bestie, der schwarze Henker.[\[2\]](#)

Ich ließ mich wieder zurücksinken. Suko hatte nicht reagiert, er war auch damals nicht dabeigewesen, gegen den schwarzen Henker, Moro, hieß er, hatte ich damals ganz allein gekämpft und ihn auch besiegt, denn ich hatte eine Silberkugel in seine Gürtelschnalle mit dem Teufelskopf geschossen.

Soviel ich mich erinnern konnte, war das Beil des schwarzen Henkers in Pitlochry geblieben, die Menschen wollten es als schauriges Beweisstück ausstellen.

»John, schau doch nach, was sie geschrieben haben. Der Brief ist bestimmt nicht umsonst hier eingetroffen.« Glenda drängte, ihre Stimme zitterte.

Ich nickte und holte den Schrieb aus dem Umschlag. Auch ich war nervös, der schwarze Henker hatte mir damals Angst und Schrecken eingejagt. Ich dachte auch noch an einige warnende Stimmen aus dem Dorf, daß ich den Henker zwar getötet hatte, seinen Geist allerdings nicht vernichten konnte. Damals hatte ich darüber gelacht, inzwischen war ich eines Besseren belehrt worden. Es gab Gestalten, die konnte man vernichten, deren Geist allerdings lebte weiter. Auf schreckliche Art und Weise hatte sich das bei Jack the Ripper und der ehemaligen Detektivin Jane Collins bestätigt. Jane war jetzt von dem Geist des Rippers beseelt und existierte als Dienerin der Oberhexe Wikka und als eine Getreue der Finsternis weiter.

Ich entfaltete den Brief. Glenda trat nahe an mich heran. Während ich las, blickte sie mir über die Schulter.

Ich will das Schreiben hier nicht genau zitieren, sondern es kurz machen. Man hatte das Beil des Henkers gestohlen, aber nicht nur das, die Gestalt war ebenfalls entdeckt worden, ein junger Mann

hatte den Henker mit dem Beil gesehen.

Das alles teilte man mir auf vier engbeschriebenen Seiten mit. Als Glenda und ich gelesen hatte und ich den Brief sinken ließ, da stöhnte meine Sekretärin nur: »Mein Gott, Jetzt geht es wieder los.«

Ich warf Suko den Brief rüber, wartete, bis auch er ihn gelesen hatte, und dachte ansonsten nur an die Zeiten zurück, als ich selbst in Pitlochry tätig geworden war.

Es war ein wirklicher Horrorfall gewesen. Eine Sache für Gruselfilmspezialisten. Ein einsames Dorf in Schottland, Nebel, gespenstische Stille und ein unheimlicher Mörder, der aus einem feuchten Grab entstieg war.

Und nun passierte dies. Nicht nur die Mordwaffe des Henkers war gestohlen worden, nein, ihn selbst hatte man gesehen. Gab es das denn? Eigentlich nicht, denn als ich mit einer geweihten Silberkugel seine Schnalle zerstörte, da loderte ein Feuer auf und zerfraß ihn von innen.

Nein, der konnte meiner Ansicht nach nicht mehr zurückgekommen sein, das widersprach allen schwarzmagischen Gesetzen. Und dennoch war es geschehen.

Da gab es zwei Möglichkeiten. Entweder hatte der schwarze Henker einen Nachfolger gefunden, einen der ihn imitierte, oder der Geist war tatsächlich nicht vernichtet worden und in einen anderen Körper übergegangen, wie ich es ja schon bei Jane Collins und dem Ripper erlebt hatte.

»Ein Spinner?« Suko fragte es, nachdem er den Brief gelesen hatte, und schaute mich an.

»Hoffentlich«, erwiderte ich. »Wenn es nämlich so wäre wie bei Jane, dann können wir uns warm anziehen.«

»Das mußt du überprüfen, John«, sagte Glenda.

»Natürlich.« Begeistert klang meine Antwort nicht, ich machte mir einfach zu viele Gedanken.

»Soll ich schon eine telefonische Verbindung nach Pitlochry herstellen?«

»Du bist ein Schatz.« Nickend gab ich Glenda die Antwort. Ich wußte auch schon, an wen ich mich zu wenden hatte. »Verlange Konstabler Archer«, rief ich ihr nach. »Ich hoffe, daß er noch da ist.«

Suko sprach mich an. »Du nimmst die Sache sehr ernst, John?«

»Ja.« Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch der Decke entgegen. »Würdest du das nicht?«

»Doch.«

»Dann können wir nur hoffen, daß es ein Scherzbold gewesen ist«, sagte mein Partner.

Ich hob die Schultern. Das war ein frommer Wunsch, den ich nicht so recht glauben konnte. Ich hatte vielmehr eine schlimme Befürchtung und spürte es kalt meinen Rücken hinablaufen. Obwohl die Verbindung mit Schottland noch nicht zustande gekommen war, glaubte ich dennoch, daß sich meine schlimmen Ahnungen bestätigen würden. Dann klingelte das Telefon. Als ich den Hörer nahm und mich meldete, sah ich in Sukos gespanntes Gesicht. Den Ausdruck darin kannte ich, auch ihn hatte das Jagdfieber gepackt. Die Verbindung nach Schottland war nicht besonders. Vielleicht stand ein Whiskyfaß auf der Leitung, ich mußte laut sprechen, dann hörte ich die Stimme des Konstablers.

»Mr. Sinclair, Sie sind es.«

»Können Sie nicht lauter sprechen?«

»Ja, Sir. Haben Sie unseren Brief bekommen?«

»Vor einigen Minuten. Stimmt es, was darin geschrieben steht?«

»Wort für Wort. Das Beil ist gestohlen worden, und jemand hat auch den Henker gesehen.«

»Den schwarzen Henker?«

»Wir nehmen es an.«

Ich krauste die Stirn. »Hundertprozentig sicher sind Sie jedoch nicht, oder?«

»Wer sollte es denn sonst an sich genommen haben?« kam die Rückfrage.

»Ein makabrer Scherz kommt demnach nicht in Frage?« Ich blieb bei meinen Zweifeln.

»Ich glaube kaum, daß jemand im Dorf damit scherzen würde. Dazu war der Fall zu grausam.«

Da hatte er zweifelsohne recht. Was der schwarze Henker sich geleistet hatte, war furchtbar.

»Werden Sie denn herkommen, Sir, und den schwarzen Henker jagen?«

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Meine Antwort kam nicht spontan, ich wußte es tatsächlich nicht, ob ich mich auf den Weg nach Pitlochry machen sollte.

»Sir?«

»Mal sehen«, erwiderte ich. »Er ist ja bisher nur von einem Zeugen gesehen worden.«

»Ja, ein junger Bursche namens Ian. Er wollte sich einen Scherz erlauben und das Beil stehlen...«

»Ich las es im Brief, und das machte mich stutzig. Es könnte sich doch um einen Streich seiner Zechkumpanen gehandelt haben. Zudem war es neblig, da konnte der junge Mann sowieso kaum etwas erkennen. Im Nebel sieht man schon leicht Gespenster, wie Sie sicherlich wissen.«

Der Konstabler schwieg.

Ich machte einen Vorschlag. »Sollte der Henker noch einmal auftauchen, dann sagen Sie mir bitte Bescheid.«

»Falls es dann nicht zu spät ist, Sir.«

Verdammt, der Konstabler konnte sehr gut an mein schlechtes Gewissen appellieren. Ich steckte tatsächlich in einer Zwickmühle.

Schlug der schwarze Henker zu, und es gab einen Toten, würde ich meines Lebens nicht mehr froh werden. »Sie haben mich überzeugt, Konstabler. Ich werde kommen und mir die Sache einmal anschauen. Hoffen wir, daß ich die Fahrt umsonst mache und es nur ein Scherz war.«

»Das gebe Gott.«

Ich verabschiedete mich noch und legte den Hörer auf. Gedankenvoll strich ich mir mit zwei Fingern über die Stirn.

Suko meinte: »Du willst also fahren, John.«

»Ja. Hättest du an meiner Stelle anders gehandelt?«

»Auf keinen Fall. Wenn wirklich etwas passiert wäre, würde ich mir mein Leben lang Vorwürfe machen.«

»So denke ich auch.«

»Soll ich mit?«

Ich schüttelte den Kopf. »Weshalb?«

»Zwei sind immerhin stärker als einer.«

»Wenn das Ganze eine Ente sein sollte, sind wir hier aus London abgezogen. Halte du mal lieber die Stellung. Ich düse schon allein da hoch. Der Bentley muß mal wieder gekitzelt werden.« Ich stand auf.

»Und jetzt gehe ich zum Alten und erkläre ihm meine Reise.«

»Ich drücke dir die Daumen.«

»Wenn Sir James einen gesunden Menschenverstand besitzt, kann er gar nicht dagegen sein. Ich glaube auch nicht, daß er mich von dieser Reise abhalten will.«

Der Ansicht war Suko ebenfalls.

Mit dem Superintendenten führte ich ein intensives Gespräch. Ich brauchte ihn nicht erst groß davon zu überzeugen, welch eine Gefahr Moro darstellte. Er hatte es selbst erlebt, wie es ist, wenn der Geist eines Dämons in einen menschlichen Körper hineinschlüpft.

»Ich will keine zweite Jane Collins«, sagte Sir James. Mit diesem Satz hatte er mir bereits die Genehmigung zum Start gegeben. »Wann

wollen Sie los?«

Ich schaute auf meine Uhr. »Lange genug habe ich in der vergangenen Nacht geschlafen. Wenn es geht, fahre ich sofort.«

»Gute Reise! Passen Sie auf sich auf.«

»Und wie, Sir.«

Ich ging noch einmal zurück ins Büro, wo ich mich von Glenda und Suko verabschiedete. In meinem Kopf spukte nur der Name Moro herum. Der schwarze Henker hatte zu den dämonischen Figuren gehört, die ich nie im Leben vergaß.

Glenda drückte sich für einen Moment an mich. »John!« flüsterte sie. »Ich bitte dich, sei vorsichtig.«

Ihre Angst konnte ich sehr gut verstehen, auch sie hatte Bekanntschaft mit dem schwarzen Henker gemacht. Glenda war in dessen Klauen geraten. Nur knapp hatte sie überlebt.

Ich strich über ihr Haar. »Keine Angst, Mädchen, das schaffen wir schon. Diesmal mach' ich ein Ende. Außerdem, Unkraut vergeht nicht.« Den Satz zitierte ich oft, aber Glenda hatte etwas dagegen einzuwenden.

»Es gibt auch Unkrautvernichtungsmittel, John. Daran solltest du immer denken.«

Bevor die Sache zu einer großen Diskussion ausartete, hob ich grüßend die Hand und verschwand wieder.

Mein Wagen stand wie immer auf dem Parkplatz an der Rückseite des Gebäudes.

Über London lag ein trüber Herbsttag. Es war kühler als am vorherigen Tag. Nebel hatten wir keinen bekommen, dafür wehte ein steifer Westwind in den Hof, schleuderte Blätter hoch und drehte das bunte Laub zu Kreisen.

Ich startete. Zusammen mit mir fuhren zwei Einsatzwagen der Mordkommission ab. Ich ließ ihnen die Vorfahrt. Hinter den Scheiben sah ich die grauen Gesichter meiner Kollegen. Bei der

Mordkommission zu arbeiten, ist keine Freude. Täglich wird man mit Tod und Grauen konfrontiert und erlebt oft selbst seine eigene Hilflosigkeit, aber davon konnte auch ich schließlich ein Lied singen.

In London herrscht immer Betrieb. Ich reihte mich in den fließenden Verkehr ein.

Es ging schon auf Mittag zu. Da es nicht regnete, hatte das ruhige Herbstwetter auch zahlreiche Pasanten auf die Gehsteige gelockt. Viele Frauen führten ihre neuen Mäntel spazieren, und ich wunderte mich auch über die Anzahl der Männer, die die Straße bevölkerten. Viele Arbeitslose waren darunter. Daß wir nicht arbeitslos wurden, dafür sorgten die Mächte der Finsternis, zu denen ich auch den schwarzen Henker zählte. Nie hätte ich damit gerechnet, Moro noch einmal gegenübertreten zu müssen. Das Kapitel hatte ich für erledigt gehalten. Aber da konnte man sehen, wie das Leben oft so spielte, obwohl ich noch nicht restlos davon überzeugt war, wirklich den schwarzen Henker vor mir zu haben. Letzte Zweifel blieben. Ich dachte auch an die lange Fahrt nach Schottland. Mit dem Flugzeug wäre ich schneller dagewesen, doch ich brauchte nicht bis in die Nordspitze, die Grampian Mountains lagen nicht allzu weit hinter der Grenze.

Sollte sich nichts ergeben, kam ich vielleicht noch dazu, meine Eltern zu besuchen, und konnte unter Umständen auch Helen Cloud begrüßen, ein Mädchen, das ich während eines schrecklichen Falls kennengelernt hatte.

Da ich in der Wohnung noch etwas packen mußte, fuhr ich bei mir zu Hause vorbei. Den Wagen lenkte ich in die Tiefgarage. Sie war fast leer. Ich fuhr nie mit einem guten Gefühl in die modernen Abstellhallen unter der Erde. Es war auch berechtigt, denn schon des öfteren hatte man mich dort hart attackiert.

Die Lichtfinger der Scheinwerfer glitten über den buckeligen

Bodenbelag. Er glänzte. Säulen stützten die Decke. Die Nummern der Parktaschen waren auf den Boden gemalt. Fast jeder Hausbewohner hatte einen eigenen Abstellplatz.

Auch ich.

Meiner lag nicht einmal weit von der Lifttür entfernt. Ich lenkte den Bentley auf die Abstellfläche, schaltete die Scheinwerfer aus, löste den Sicherheitsgurt und verließ den Wagen.

Bei einem Bentley knallt die Tür nicht ins Schloß, wenn man sie zuschlägt, sie schwappt.

Das Geräusch war kaum verklungen, als ich ein anderes hörte. Es paßte nicht in die Umgebung, denn es war ein leises Lachen, schon mit dem Begriff Kichern zu bezeichnen.

Vielleicht hätte ich es auch überhört, aber besonders in Tiefgaragen sind meine Sinne immer gespannt. So nahm ich es wahr.

Neben dem Bentley blieb ich stehen, streckte meinen Arm aus und legte ihn auf das Autodach. Es war der linke, den rechten winkelte ich an und brachte ihn so hoch, daß ich leicht an meine mit Silberkugeln geladene Beretta gelangen konnte.

Hatte ich mich getäuscht?

Zwei, drei Sekunden geschah nichts. Kein Kichern wiederholte sich. Ich hörte auch keine Schritte und drehte mich langsam um. Und da sah ich es.

An einer der viereckigen, die Decke tragenden Säulen war ein Schatten hochgeklettert.

Ein breites, schwarzes Gebilde, das Konturen bekam. Ich sah einen menschlichen Körper, der in Kopfhöhe seltsam spitz zulief, wie bei einem Menschen, der eine Kapuze trägt, welche die Kopfrundung nicht ganz ausfüllte.

Der schwarze Henker hatte eine Kapuze getragen! Das kam mir in den Sinn, als ich mir ein Herz faßte und auf der Stelle herumwirbelte. Jetzt sah ich nicht nur den Schatten, sondern ihn

selbst. Er stand genau vor mir.

Nur eine Autobreite trennte uns. Über die Kühlerhaube hinweg schauten wir uns an.

Der Henker und ich - zwei unversöhnliche Gegner, Todfeinde, wobei einer den anderen vernichten wollte.

Nein, ich hielt nicht die Luft an, sondern atmete tief durch und schaute dem Henker ins Gesicht, wobei man von einem Gesicht kaum sprechen konnte, da es von einer Kapuze verdeckt wurde, die nur zwei Schlitze für die Augen freiließ.

Es war eine dunkle Kapuze, wie ich sie von dem Henker kannte. Nur hatte sich einiges verändert. Ich konnte mich noch genau an den schwarzen Henker erinnern. Er hatte damals auch eine Kapuze getragen, allerdings war sie vom Stoff her durchsichtig gewesen, man sah einen Kopf, einen gelbgoldenen schimmernden Skelettschädel. Das war hier nicht der Fall. Die Kapuze dieses Henkers verbarg das Gesicht bis auf die beiden Augen.

An ihnen saugte sich mein Blick fest. Ich sah in die Pupillen. Sie schimmerten in einer blassen, kalten Bläue, nicht so wie bei Belphégor, sondern eher menschlich.

Der Henker trug schwarze Kleidung, kein enganliegendes Trikot wie der erste, sondern ein wallendes Gewand, das dem Vergleich mit einer Kutte durchaus standhielt.

Aber er hatte das Beil.

O ja, ich kannte es noch zu gut, obwohl der Fall schon einige Jahre zurücklag - diese furchtbare Waffe, an der das Blut unschuldiger Menschen klebte. Das Beil war von der Klinge her breiter als ein normales. Sie besaß dort, wo sich die messerscharfe Spitze befand, einen Bogen, der gräulich glänzte. Damit konnte die unheimliche Bestie mit einem Schlag einen Kopf vom Körper trennen, und das hatte sie leider oft genug bewiesen. Ich schluckte.

Es waren nur Sekunden, in denen wir uns anstarrten, und abermals hörte ich das leise Lachen, das mir entgegenschwang, schon mehr mit einem Lächeln zu vergleichen.

In dieser kurzen Zeitspanne war mir klargeworden, daß ich Schottland vergessen konnte. Nicht ich brauchte den Henker zu suchen, er hatte mich gesucht und gefunden.

»Moro«, sagte ich mit leiser Stimme. »Es ist gut, daß du gekommen bist, denn jetzt können wir endgültig abrechnen!« Ich hatte den Satz kaum beendet, als ich mich zurückwarf und meine rechte Hand zur Beretta zuckte.

Schon einmal hatte ich ihn mit einer Silberkugel zerstört, und dies sollte mir auch ein zweites Mal gelingen.

Moro sah die Bewegung, und er bewies mir, wie schnell und geschickt er war.

Meine Finger berührten nicht einmal den Griff der Pistole, als er aus dem Stand heraus startete und sich nach vorn warf. Er hechtete dabei über die Kühlerhaube, schwang seinen rechten Arm und damit auch das mörderische Beil.

Es sah spielerisch leicht aus, wie er die Waffe in die Höhe hob, die schwarze Kutte bauschte sich auf, er dröhnte auf die breite Motorhaube und hätte mich tatsächlich erwischt, denn so schnell wie er war ich nicht. Die Beretta zu ziehen, hätte Zeit gekostet. Ich aber mußte mich voll und ganz auf meine körperlichen Reaktionen konzentrieren, um dem Beil des Henkers zu entgehen.

Ich selbst schleuderte meine Beine zur Seite, als hätte sie jemand unter mir weggerissen, dann lag ich auf dem Boden, rollte mich herum und kam wieder auf die Füße. Der Henker war schon weiter.

Mit geschmeidigen Bewegungen hatte er die Motorhaube überklettert, stieß sich ab und hechtete auf mich zu.

Riesengroß sah ich ihn vor mir, wie bei einer Nahaufnahme auf einer Kinoleinwand, und das verdammte Beil wurde auch immer

größer, es würde mir das Gesicht in zwei Teile spalten, wenn ich nicht etwas unternahm.

In diesen grauenvollen, gefährlichen Zehntelsekunden reagierte ich reflexartig, schleuderte meinen rechten Arm hoch und wuchtete die Hand gegen das Waffengelenk des Henkers.

Es war ein harter Hieb, geführt von einer Hand, die in Karatestellung stand.

Mir gelang ein Treffer, auch ich spürte ihn bis an den Oberarm hinein. Ich wußte, daß Dämonen Handkantenschläge wegstecken, als wären diese überhaupt nicht vorhanden gewesen, aber ich wollte dieses verdammte Beil aus der Richtung bringen.

Und ich schaffte es.

Die Klinge, auf die Mitte meines Gesichts gezielt, wurde abgedrängt und hämmerte rechts von meinem Ohr gegen den Boden der Tiefgarage, die wieder einmal zu einer Falle für mich geworden war. Das Klirren war Musik in meinen Ohren. Ich lebte, das allein zählte, aber ich mußte auch etwas tun, um weiterhin am Leben zu bleiben, denn der Henker würde nicht aufgeben. So leicht ließ er ein Opfer nicht aus den Klauen.

Er rollte sich weg und zog dabei die Beine an, um auf die Knie zu kommen.

Ich schlug abermals mit der Handkante zu, ließ sie von oben nach unten sausen, traf seinen Rücken und hatte das Gefühl, gegen Metall zu hämmern.

Damit hätte ich rechnen müssen, dieser Henker war ein Wesen aus einer anderen Welt, mit Fäusten oder normalen Waffen nicht zu besiegen. Vielleicht hätte ich ihm auch den Kopf abschlagen müssen, das waren höchstens Zukunftsgedanken, denn momentan sorgte der Henker für einen Vorteil.

Er rutschte zur Seite, stieß mit den Füßen zu und gelangte durch eine geschickte Drehung aus meiner unmittelbaren Reichweite. Auch

ich sprang hoch.

Blitzschnell riß ich die Beretta hervor, drehte mich und zielte nach dieser Mordgestalt. Dann drückte ich ab.

Das Krachen des Schusses warf Echos durch die unterirdische Halle, ich hörte das Jaulen der Kugel oder glaubte wenigstens daran, vergeblich jedoch, es gab keinen Treffer, denn der Henker hatte mit einem gewaltigen Sprung die Deckung einer zweiten Säule erreicht, und die geweihten Siberkugel pfiß an ihr vorbei.

Mit gezogener Waffe nahm ich die Verfolgung auf. Nicht mehr als vier Schritte benötigte ich, um die Säule zu erreichen, da allerdings stand der Henker nicht mehr. Er hatte längst die Stellung gewechselt und huschte in Deckung der abgestellten Wagen davon. Dabei lief er Zickzack, immer die Lücken zwischen den Fahrzeugen ausnutzend.

Verdammt, diese Bestie war schnell. Sie erinnerte mich an einen Schatten, ich zählte mich zwar auch nicht zu den langsamsten Läufern, hatte jedoch Mühe, die Distanz zu halten, obwohl ich offen durch einen breiten Fahrgang lief und dabei nicht von Fahrzeug zu Fahrzeug jagte. Bisher war es bis auf unsere Kampfgeräusche im Innern der Garage still gewesen. Das jedoch änderte sich im nächsten Augenblick, denn ich hörte das Geräusch eines Automotors.

Auch das noch.

Ich beschleunigte meine Schritte, der Blick glitt dabei nach links, wo hin und wieder der Schatten des Henkers auftauchte, wenn er über die leeren Parktaschen sprang, und ich versuchte es abermals mit zwei Schüssen.

Da jaulten die Kugeln, aber diese Bestie stand tatsächlich mit der Hölle im Bunde. Immer wenn ich abdrückte, bewegte sie sich so schnell und geschickt, daß meine Kugeln fehlten und nur gegen die weißgraue Wand hieben.

Und der Wagen kam näher.

Scheinwerfer blitzten. Plötzlich wurde ich geblendet, tauchte zur

Seite und sah dann den Henker, wie er die Deckung verließ und in den Gang sprang.

Sein Ziel war der Wagen.

Auch der Fahrer sah die Gestalt. Er bremste hart. Die Reifen wimmerten ein wenig, danach stand das Fahrzeug, und vor den Augen des entsetzten Fahrers jagte der schattenhafte Henker in die Höhe, sprang auf die Motorhaube, drosch mit dem Beil zu, zerhämmerte die Frontscheibe, und ich hörte die gellenden Schreie. Es war kein Mann, sondern eine Frau, die den Ford Escort fuhr. Ich schoß wieder.

Diesmal hätte ich ihn getroffen, wenn dieser verdammte Zufall oder der Teufel seine Hand nicht im Spiel gehabt hätte. Meine Kugel, genau gezielt, hieb gegen die breite Klinge des Beils und jaulte mit einem böartigen Singen davon.

Im nächsten Augenblick war der Henker verschwunden. Er sprang vom Dach des Fahrzeugs und hetzte geduckt in seinem Schatten weiter zur Ausfahrtrampe hoch.

Ich hatte das Nachsehen.

Nun gab es zwei Möglichkeiten für mich.

Ich konnte den Henker weiter verfolgen und hätte unter Umständen einen Erfolg errungen, aber da war etwas, das mich davon abhielt. Die Frau im Escort!

Ihre Schreie, die ich vorhin noch vernommen hatte, waren zu einem Wimmern geworden. Für mich ein Beweis, daß sie verletzt oder angeschlagen war. Oftmals kommt es bei Unfallopfern auf eine rasche, unkomplizierte Hilfe an, zudem war der Henker verschwunden, und ich hätte ihn erst noch lange suchen müssen. Also kümmerte ich mich um die Frau. Von der Frontscheibe war nichts mehr zu sehen. Der schwarze Henker hatte sie zertrümmert. Die unzähligen Glasteile waren unter dem Hieb der Axt nach innen gefallen und wie ein scharfes Schneegestöber der Frau

entgegengefliegen.

Ich sah sie im Sitz zusammengesunken. Sie hielt ihre Hände gegen das Gesicht gepreßt und kümmerte sich auch nicht darum, als ich die Fahrertür des Fords aufzog.

Ich beugte mich in den Wagen hinein, nahm ihr die Hände vom Gesicht ab, was sie auch völlig willenlos mit sich geschehen ließ. In der Gesichtshaut steckten die Splitter. Wo sie das Fleisch getroffen hatten, sah ich die roten Punkte. Das Blut war aus den winzigen Wunden gequollen, hatte sich zu dickeren Tropfen gesammelt, die nach unten rannen und ein Muster auf der Haut der Frau hinterließen. Sie mußte in ärztliche Behandlung, soweit ich das feststellen konnte. Gut, daß ich den Henker hatte laufenlassen, andererseits lief ich nun Gefahr, daß die Bestie mordend durch London lief.

Während ich kehrtmachte und zu meinem Wagen zurücklief - ich hatte dort Telefon -, schossen mir zahlreiche Gedanken durch den Kopf. Natürlich ärgerte ich mich maßlos, daß mir der schwarze Henker entwischt war. Zu meiner Entschuldigung mußte ich jedoch anführen, daß ich einfach zu überrascht gewesen war. Ich hatte mit dem Auftauchen dieser schrecklichen Gestalt nie im Leben gerechnet, was sich auch an meinen Reaktionen widerspiegelte, denn nicht umsonst hatte ich vorbeigeschossen.

Eigentlich gab es nur einen Grund, weshalb der schwarze Henker in London erschienen war. Er wollte Rache!

Nur an mir? Ich dachte auch an Glenda. Sie war mit mir in Pitlochry gewesen und hatte sich in den Klauen des Henkers befunden. Allerdings war sie ihm entkommen, vielleicht wollte er seine Tat von damals jetzt nachholen.

Glenda mußte für eine Weile verschwinden. So lange, bis ich das Ungeheuer gestellt hatte.

Aber zuvor brauchte ich den Arzt. Ein Anruf reichte. Zudem machte ich noch Druck, stellte dar, wie dringend der Fall lag, und war

sicher, daß ein Doc erscheinen würde.

Dann drückte ich mich wieder aus dem Bentley und ging die Strecke zurück. Trotz des schlechten Lichts war zu sehen, wo die Silberkugeln eingeschlagen hatten. Munitionsverschwendung. Mir stieg fast die Galle hoch.

Der Henker war entkommen, daran gab es nichts mehr zu rütteln. Ich konnte mich nur als zweiten Sieger bezeichnen.

Die Frau lag im Sitz und stöhnte. Ich schaute mir noch einmal ihr Gesicht an. Zum Glück hatte sie keine Splitter in die Augen bekommen. Wahrscheinlich war es ihr gelungen, sie im letzten Augenblick noch zu schließen.

»Der Arzt kommt jeden Moment«, redete ich beruhigend auf die Verletzte ein. »Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen mehr zu machen.«

»Es... es brennt so«, flüsterte sie.

»Auch das geht vorbei. Bleiben Sie bitte ruhig sitzen.«

»Ja, Mister...« Sie schluckte, verzog ihren Mund und fragte dann: »Wer war es? Er sah schrecklich aus. Eine Horror-Gestalt, grauenhaft. Ich kann nicht...«

»Reden Sie nicht mehr, Madam. Es ist vorbei, das verspreche ich Ihnen.«

»Haben Sie mich gerettet?« flüsterte sie.

»Nein, Madam. Ich kam leider ein wenig zu spät. Der Arzt wird Ihnen eine Spritze geben und die Splitter entfernen. Es bleibt nichts mehr zurück, glauben Sie mir.«

Da war sie beruhigt, sprach auch nicht mehr und blieb liegen, wobei sie die Hände geballt hatte.

Ich wartete auf den Arzt. Wie immer, wenn man wartet, geht die Zeit viel zu langsam herum. So kam es mir auch hier vor, und ich atmete auf, als ich eine Sirene hörte, die jedoch ausgestellt wurde, bevor der Notarztwagen in die Tiefgarage fuhr.

Nur sein Licht rotierte auf dem Dach des hohen Kastenwagens und warf einen geisterhaft blauen Schein durch die Weite der Garage. Ich wartete so lange, bis der Arzt seine Pflicht erfüllt hatte. Die Frau hatte eine Spritze bekommen, war auf eine Trage gelegt und vorsichtig in den Wagen gebettet worden.

Ich gab dem Doc zu verstehen, daß ich für irgendwelche Fragen noch zur Verfügung stehen wollte, meine Personalien hatte er von mir bekommen.

Er war einverstanden.

Dann schaute ich dem Wagen nach, wie er die Tiefgarage wieder verließ. Obwohl die Frau verletzt worden war, atmete ich dennoch auf. Der Henker hätte sie auch töten können. Wahrscheinlich war Moro ebenfalls durch meinen Widerstand durcheinander gewesen, so daß er die Frau nur in diesen gefährlichen Schrecken versetzt hatte. Meinen Bentley ließ ich unten stehen und ging zum Lift. Ich wollte zunächst in meine Wohnung hochfahren. Auf dem Flur begegnete mir Shao, Sukos Freundin. Aus großen Augen schaute sie mich an. »Du hier, John?«

»Ja.«

»Was ist geschehen?«

Ich hob die Schulter. Shao trug eine Basttasche. Wahrscheinlich wollte sie etwas einkaufen. »Ich bin von dem schwarzen Henker angegriffen worden«, erklärte ich.

»Wer ist das denn?«

Da fiel mir ein, daß Shao ihn nicht kannte. Sie und Suko hatten sich erst später gefunden. »Ein dämonisches Wesen, das ich mal in Schottland gestellt habe.«

»Und der ist zurückgekehrt?«

»So ist es.«

Shao stellte keine weitere Fragen nach dem Grund. Sie kannte auch die Spielregeln der Dämonen, aber sie erkundigte sich, wie das

geschehen konnte.

»Da bin ich leider überfragt. Moro ist eine Bestie, Shao, und er hat es wohl auf mich abgesehen.«

»Aber wir sind trotzdem alle in Gefahr.«

»Das kann ich nicht leugnen.«

»Dann seht zu, daß ihr ihn stellt, John. Bitte...«

Ich streichelte ihre Wange. »Machen wir, Shao, das verspreche ich dir.«

Wenig später hatte ich aufgeschlossen und war in meiner Wohnung verschwunden.

Ich betrat die Räume mit gemischten Gefühlen, vorsichtig und die Hand an der Pistole.

Es war unnötig. Keiner lauerte mir auf, auch nicht der schwarze Henker. Unangefochten ging ich zum Telefon und tippte die Nummer meines Büros.

Suko hob schnell ab.

»Ich bin es, Alter«, sagte ich.

Suko zeigte sich überrascht. »He, von wo aus rufst du an.«

»Aus meiner Wohnung.«

»Bist du noch nicht unterwegs?«

»Nein, ich werde auch nicht nach Schottland fahren. Der schwarze Henker hat dafür gesorgt. Er ist nämlich hier!«

Da hatte ich meinem Freund und Kollegen eine faustdicke Überraschung serviert. Suko erwiderte erst einmal nichts. Ich hörte ihn nur atmen. Danach räusperte er sich, bevor er fragte: »Wie ist das möglich?«

In Stichworten berichtete ich ihm, was mir widerfahren war. Der Chinese konnte es kaum begreifen, stimmte mir allerdings zu, als ich von der Gefahr sprach, die sich als unsichtbarer Ring um uns gelegt hatte.

»Ich nehme an, Suko, daß er sich an mir rächen will. Zudem wird er

Glenda auch töten wollen. Sorg dafür, daß sie in Sicherheit gebracht wird. Sie hat doch auf dem Lande eine Tante. Da kann sie so lange hinziehen, bis wir den Henker gestellt haben.«

»Ich werde es ihr sagen. Aber hundertprozentig ist die Sicherheit nicht, John.«

»Das weiß ich. Allerdings rechne ich damit, daß Moro sich zuerst auf mich konzentrieren will und Glenda vorerst aus dem Spiel läßt. Das kann ihr Vorteil sein.«

Suko zeigte sich einverstanden. »Hast du schon dem Alten Bescheid gesagt?«

»Nein, noch nicht.«

»Und weitere Pläne?«

Leider war ich da ein wenig überfragt. Ich wußte wirklich nicht genau, wie es weitergehen sollte. Wahrscheinlich mußten wir Moro die Initiative überlassen, was natürlich mehr als schlecht war. Dabei hoffte ich nur, daß er sich auf mich konzentrieren würde, nicht aber auf unschuldige Menschen, die mit der Sache nichts zu tun hatten.

Das erklärte ich Suko auch. Der Chinese teilte meinen Optimismus kaum. Einen besseren Vorschlag konnte er allerdings auch nicht machen.

Als ich aufgelegt hatte und neu wählen wollte, da klingelte es. Ich dachte an alle möglichen Anrufer, nur nicht an den, der tatsächlich am anderen Ende der Leitung war.

»John Sinclair!« hörte ich eine zischende Stimme. »Geisterjäger John Sinclair! Ich kriege dich. Darauf kannst du dich verlassen. Du entkommst mir nicht...«

Wie ein Denkmal stand ich da und hielt den Hörer gegen das Ohr gepreßt. Ich lauschte der Stimme, meine Lippen zuckten, und die Knöchel meiner Hand traten hart und spitz hervor.

Moro war verdammt abgebrüht. Er warnte mich sogar, also mußte er sich sicher fühlen.

Und ich hörte sein Kichern.

Dieses hämische, widerliche, gleichzeitig triumphierende Geräusch, das mir durch und durch ging.

Der kichernde oder lächelnde Henker. Das kam mir in den Sinn. Früher, bei unserer ersten Begegnung, hatte sich Moro nicht so humorvoll gegeben.

Heute reagierte er anders. Weshalb? Darüber machte ich mir meine Gedanken, während ich gleichzeitig sagte: »All right, Henker, du kannst kommen. Ich erwarte dich!«

»Ich dich auch, Geisterjäger, ich dich auch!« zischte er mir durch den Hörer ins Ohr.

Das letzte, was ich von ihm hörte, war sein leises, gefährliches Kichern. Es klang verdammt siegessicher, danach hörte ich nur noch das Freizeichen.

Auch ich legte auf. Mit Moro würde es noch schweren Ärger geben, das stand fest...

Sie sah aus wie ein Mensch, hatte Haare wie ein Mensch, eine Figur wie ein Mensch und zählte trotzdem nur bedingt dazu, denn sie war eine Hexe und hörte auf den Namen Wikka.

Das Wort Hexe hörte sie allerdings nicht so gern, denn sie selbst bezeichnete sich als mehr. Sie sah sich als Königin der Hexen an. Sie war ihre oberste Führerin, und sie kannte nur einen Herrn - den Teufel. Asmodis, Satan oder wie er sonst noch genannt wurde, konnte ihr Befehle geben, kein anderer. Um seine Gunst hatte sie lange genug gebuhlt und endlich das erreicht, was sie heute war. Nackt stand sie auf der Lichtung. Die Arme hatte sie erhoben. Die lange schwarze Haarflut fiel bis auf die entblößten Schultern, und über ihren Körper zuckte der Widerschein eines magischen Feuers, das sie entzündet hatte.

Wer in ihr Gesicht schaute, war einerseits fasziniert von dieser

kalten unberührbar wirkenden Schönheit, wurde andererseits aber auch abgestoßen, denn aus der Haarflut konnten sich zwei grüne, magische Schlangen lösen, mit denen sie ihre Feinde vernichtete, wenn sie ihr zu nahe traten.

Hexe, Schlangen, Feuer.

Eine schlimme Verbindung.

Wikka lebte damit. Sie freute sich, denn sie stand nun an der Spitze, und ihr größter Sieg lag nicht einmal lange zurück. Damit hatte sie dem Teufel und auch sich selbst einen großen Gefallen erwiesen. Jane Collins!

Sie war zu einer Hexe geworden. Der schwarzmagische Keim steckte in ihrem Körper, der Geist des Rippers war hineingedrungen und bestimmte nun die Handlungen der ehemaligen Detektivin, die nur noch wie eine Hexe dachte.

Dies mit allen Konsequenzen!

Das hatte auch Wikka sehr schnell erkannt. Sie machte Jane Collins zu ihrer Vertrauten. Hatte die Detektivin früher auf der anderen Seite das Böse bekämpft, so bekämpfte sie nun das Gute.

Wikka wollte den alten Hexenkult wiederaufleben lassen. Sie wußte von den Hexenfeiern des auslaufenden Mittelalters, wenn sie sich trafen und dem Satan zujubelten. Es waren finstere Zeiten gewesen, die Menschheit fürchtete sich davor, doch Wikka wollte die Zeiten zurückholen. Ein Tanzplatz der Hexen sollte errichtet werden. Hier wollte sie den Hexensabbat feiern und zwar so, wie es früher gewesen war. Dazu jedoch brauchte sie eine Vorbereitungszeit, die sich über Wochen, wenn nicht Monate hinzog.

Allerdings glaubte sie jetzt, den richtigen Tanzplatz gefunden zu haben. Es war auch bitter nötig gewesen, lange genug hatte sie schließlich suchen müssen.

Und nun wollte sie den Satan beschwören und ihn fragen, ob er sich mit dieser Stelle einverstanden zeigte.

Deshalb das magische Feuer, dessen Rauch träge in die Luft stieg und vom Wind zerfasert wurde.

Das Feuer brannte in einem magischen Zeichen. Es war ein auf den Kopf gestellter Drudenfuß. Er grenzte die Flammen genau ab, und Wikka, die Oberhexe, tanzte wie ein Irrwisch um ihn herum. Sie begann langsam.

Träge, lasziv waren ihre Bewegungen, die sie unter einem dunklen Himmel, der kaum Wolken zeigte, ausführte. Sie bewegte die Schultern, reckte sie hoch und breitete die Arme aus und setzte auch ihren Fuß zur Seite. Dabei knickte sie in den Hüften ein, drehte den Kopf, schleuderte ihn herum, und das lange schwarze Haar stand plötzlich waagrecht in der Luft. Die Augen hielt sie halb geschlossen, der Mund stand offen, zwischen den Lippen blitzten die Zähne, und sie stieß zischende, harte Laute hervor. Sie drangen tief aus ihrer Kehle, waren in einer Sprache gesprochen, die kaum ein Mensch kannte, die jedoch der Teufel verstand. Darauf kam es ihr an.

Der Satan sollte wissen, daß er von seiner ersten Dienerin gerufen wurde. Er mußte sich zeigen und ihr mit seiner Antwort beweisen, daß er diesen Festplatz der Schwarzen Hexenmagie auch akzeptierte.

»Satanas, Satanas!« Immer wieder rief sie die Worte. Zusammen mit dem Drudenfuß, dem magischen Feuer und der alten Sprache sollte es ihr gelingen, den Teufel zu beschwören. Er mußte sich einfach zeigen und das Opfer annehmen.

Ihr Tanz wurde hektischer. Wikka vergaß die Umwelt. Sie wirbelte um das Feuer herum, ihre Gestalt war nur mehr ein Schatten, der hin und wieder aus dem zuckenden Lichtschein gerissen wurde, fantastisch angemalt in einem Wechselspiel aus Licht und Schatten. Die Bewegungen der Arme glichen vorzuckenden Lanzen. Manchmal befanden sie sich unten, dann wurden sie von Wikka in die Höhe gestoßen, wobei sich heisere, krächzende Schreie ihrer Kehle

entrangen und die langen Haare wie ein schwarzer Schleier flogen. Wikka geriet in höchste Ekstase!

Sie blieb auch nicht mehr auf den Füßen, rollte ein paarmal über den Boden, stand wieder auf, fiel zusammen, berührte abermals das Gras und schrie den Namen des Satans.

Wind kam auf, fuhr mit seinen unsichtbaren Händen durch die Flammen, spielte mit ihnen, bewegte sie, aber nie so weit, daß sie den magischen Drudenfuß verließen.

Der Teufel mußte ihre Botschaft hören!

Und er hörte sie.

Während dicke Wolken aufzogen, sich vor die Sterne legten und ein erneuter Windstoß an den Zweigen und Ästen der Bäume rüttelte, geschah etwas mit dem Feuer.

Die Flammen wuchsen zusammen. Sie formten sich zu einem Oval, das die Größe eines ausgewachsenen Menschen besaß und das auch innerhalb des Kerns ein Gesicht annahm.

Das des Teufels!

Wie recht hatten die alten, mittelalterlichen Beschreibungen, wenn sie den Satan darstellten. So wie es auf Bildern und Holzschnitten dieser Zeit zu sehen war, zeigte sich der Teufel auch.

Ein häßliches, dreieckiges Gesicht, das Ähnlichkeit mit dem eines Ziegenbocks besaß. Blaurot glühende Augen, ein widerliches Maul, aufgerissen und Zähne zeigend, die an Stifte erinnerten. Barthaare bedeckten die Wangen, auch als Stacheln anzusehen, und das Gesicht insgesamt wirkte unerhört widerlich, grausam und auch abstoßend. Für den normalen Menschen jedenfalls. Für Wikka aber gab es nichts Schöneres. Die Oberhexe liebte den Teufel, und sie zeigte ihm dies auch deutlich.

Als sie sah, daß ihre Beschwörung einen Erfolg zeigte, da unterbrach sie ihren Tanz, blieb breitbeinig stehen und streckte den Unterkörper vor.

»Satanas!« Sie heulte den Namen, der schaurig über den Tanzplatz des Teufels hallte und nur allmählich verklang. »Satanas, du bist gekommen, ich habe dich gerufen!«

Die Flammen zuckten stärker. Das Gesicht des Teufels verzog sich dabei. Einmal in die Breite, dann in die Länge, es war kaum zu erkennen, bis sich das Feuer wieder beruhigte und Satans Fratze zeigte.

»Du hast mich gerufen, Wikka! Man ruft den Teufel nicht, wenn man keinen Grund dafür angeben kann. Was also ist passiert, daß du mit der Hölle Kontakt aufnehmen willst?«

»Ich brauche deine Zustimmung!«

Asmodis lachte schallend, wobei Rauchwolken aus seinem Maul drangen, die sich mit dem Qualm des Feuers vermischten. »Einen Rat brauchst du, Wikka? Nun, den wollen viele haben. Die Menschen versuchen es, aber ich gebe ihn nicht jedem.«

Wikka wußte, was sie wert war, deshalb gab sie auch die dementsprechende Antwort. »Ich bin nicht jeder. Ich bin auch nicht wie andere Menschen, denn ich bin die oberste der Hexen, ihre Königin, die Höchste, das Beste von allen...«

»Schweig. Was willst du?«

»Ich will das erreichen, was schon einmal in der Geschichte der Menschheit passiert ist. Die Hexen sollen wieder eine Macht erringen. Ich will sie sammeln und suche einen Platz dafür. Den Festplatz des Teufels, den Tanzplatz der Hexen. Lange genug habe ich nachgeforscht und diesen hier gefunden. Deshalb wollte ich dich fragen, ob du damit einverstanden bist, großer Asmodis?«

Damit hatte der Teufel wohl nicht gerechnet. Er ließ sich Zeit mit seiner Antwort, und sie wurde schließlich zu einer Frage. »Fühlst du dich stark genug, um dein Vorhaben auch durchführen zu können?«

»Ja!« kreischte Wikka, und aus ihrer Stirn wuchsen grüne Schlangen.

»Ja, ja und noch mal ja. Ich bin stark. Ich habe mir die Hexen auf dieser Erde Untertan gemacht. Mit meiner Macht wird es mir gelingen, die alten Zeiten zurückzuholen. Die Erde wird brennen, und wir Hexen übernehmen die Herrschaft. Wir lassen uns nicht mehr verdrängen, denn wir sind stärker geworden. Wir arbeiten mit den Mitteln, die auch die Menschen benutzen. Wir schlagen sie mit ihren eigenen Waffen.«

Den Teufel schienen die Worte seiner ersten Dienerin zu beeindrucken, denn er bewegte seinen dreieckigen Schädel. »Ja, das ist gut gesprochen, Wikka, und wenn ich mir das so ansehe und deine Erfolge nehme, so bin ich überzeugt, daß du es schaffen kannst. Du sollst den Tanzplatz des Teufels bekommen.«

»Hier?«

Da lachte der Satan. »Weshalb gerade hier?«

»Weil an diesen Platz kaum jemand hinkommt. Das Wasser grenzt ihn ein. Hinzu kommt die verfallene Burg, die auf der Insel steht und zu der die Menschen Wasserburg sagen. Ich habe mich erkundigt. Keiner will die Burg haben, weil es Geld kostet, sie zu unterhalten, aber die Menschen haben kein Geld. So verkommt das Gemäuer. Für uns ist es ideal. Der alte Hexenturm wurde damals entweiht. Seit dieser Zeit haben wir keinen neuen Platz mehr gefunden.[\[3\]](#) Endlich ist es soweit. Ich bin hier, und ich will hier bleiben, wobei ich dir, Asmodis, dienen kann. Du sollst unser Führer sein!«

Der Satan fühlte sich geschmeichelt. Er liebte es, wenn man ihm unterwürfig begegnete, und er nickte, wobei die Flammen mit einem fauchenden Geräusch in die Höhe schossen.

»Ja, du hast recht. Dieser Platz gefällt mir auch. Es ist einsam genug. Das Wasser, der Sumpf, kaum jemand wird es wagen, hierher zu kommen. Da bin ich mir sicher!«

»Gut, daß du es einsiehst«, erwiderte Wikka. »Ich hätte sonst nicht mehr gewußt, wo ich noch suchen sollte. Und ich will diesen Platz in

der Nähe der Stadt haben, wo auch mein Erzfeind lebt. Der Geisterjäger John Sinclair. Jane Collins haben wir ihm genommen. Wenn ich alle Hexen an diesem Platz versammelt habe, wird auch er aufgeben müssen, das verspreche ich dir, Asmodis!«

»Sei vorsichtig damit«, warnte der Teufel. »Sinclair hat schon vieles zerstört.« Der Satan sprach da aus Erfahrung, denn er hatte gegen den Geisterjäger harte Niederlagen einstecken müssen. Und nicht nur das. Auch andere, mächtige Dämonen machten ihm zu schaffen, so daß er sich für eine Weile in der Defensive sah und erst später wieder hervorkommen konnte, wie eben nach dieser Beschwörung.

»Ich habe selbst gegen Sinclair verloren«, sagte Wikka. »Aber ich bin noch da. Und das zählt. Zudem wird mich Jane Collins in allen Belangen unterstützen...«

»Gut, dann warte ich darauf, daß ihr den großen Hexensabbat durchführt. Wann wird es sein?«

»Es dauert noch einige Wochen oder Monate, wenn ich die irdische Zeitrechnung einsetze. Aber was ist schon Zeit, Asmodis? Für uns spielt sie keine Rolle.«

»Sie spielt nur so lange keine Rolle, wenn man keine Feinde hat. Wir haben welche.«

Es waren die letzten Worte, die der Teufel Wikka entgegenschleuderte, dann fauchte und glühte plötzlich das Feuer so hell auf, als hätte jemand Sauerstoff hineingeblasen. Hoch wischten die Flammen, flogen die Funken und bildeten einen glühenden Regen, der sich nur allmählich dem Boden entgegensenkte.

Wikka blieb zurück.

Sie stand für Sekunden starr, warf schließlich ihren Kopf in den Nacken und begann gellend zu lachen.

Für sie, die Königin der Hexen, war das Erscheinen des Teufels als Sieg zu werten. Mit diesem Tanzplatz der Hexen sollten die alten

Zeiten zurückkehren...

»Ist das der Ort«, fragte die Mädchenstimme. »Ja, das ist er.«

»Sieht ja schaurig aus, ehrlich.«

»Soll auch schaurig aussehen. Schließlich sind wir in England, dem klassischen Horrorland«, erwiderte derjenige, der auch die erste Antwort gegeben hatte. Dann drehte er sich um und schaute die Gruppe junger Leute an, die vor ihm stand.

Es waren sechs Personen. Bepackt mit Rucksäcken und einer Campingausrüstung, die man brauchte, um einige Tage in der freien Natur zu verbringen. Die jungen Leute hatten sich zusammengefunden, um eine England-Tour zu machen. Sie wollten nur dort übernachten, wo es nichts kostete, und hatten sich auf Spezialkarten alte Schlösser und Burgen ausgesucht.

Bisher allerdings war es noch nicht dazu gekommen. Die ersten vier Nächte hatten sie in Scheunen verbracht, die letzte in einer Jugendherberge. Nun sollte sich alles ändern, denn Jürgen Fleischberger, der siebte im Bunde und gleichzeitig Truppenboß, hatte endlich den richtigen Ort gefunden.

Er schaute seine Freunde an. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Entspannung, es geschafft zu haben, denn die anderen hatten schon angefangen, ihn zu hänseln.

»Na, habe ich zuviel versprochen?« fragte er, wobei er seinen Blick nicht von den Freunden ließ.

Das verlegene Grinsen auf ihren Lippen zeigte ihm, daß er genau ins Schwarze getroffen hatte.

»Und ihr wolltet mir nicht glauben, Mensch. Was ich anpacke, gelingt. Wie Marlon Brando es auch immer macht. Der kommt durch.«

Jürgen Fleischberger war ein unglaublicher Brando-Fan und hatte sogar schon Abhandlungen über diesen Star geschrieben. Sein Blick

fiel auf den Jungen, der links außen stand.

Es war Volker Jungbluth, 20 Jahre jung, und von allen Freunden nur Vogel genannt. Er schwärmte nicht für Brando, sondern für die Beatles. Da war besonders George Harrison sein Favorit.

Sein Geld verdiente Vogel bei der Post, er wollte Beamter werden. Er trug eine Brille, hatte dunkles Haar und sah immer aus, als würde er über alles nur still lächeln.

Neben ihm stand Heinz Ansion. Er ging mit dem einzigen Mädchen aus der Gruppe. Es hatte mal Streit deswegen gegeben, aber die Freunde einigten sich schließlich. Das Mädchen - Anke Witte - blieb bei ihrem Heinz.

Ansion, ein Pop-und Rockfan, hatte noch eine Leidenschaft. Karate. Zudem trainierte er fast jeden Tag mit seinen Hanteln. Er hatte sie sogar noch auf die Reise mitnehmen wollen, was die anderen ihm jedoch ausredeten.

Heinz hatte dunkelblondes, ziemlich kurzes Haar, und auf seiner Oberlippe wuchs ein schmaler Bart, der wegen seiner Farbe von der Haut kaum abstach.

Neben ihm stand Walter Lieh. Er trug den Spitznamen Einstein. Bei Walter liefen die Fäden zusammen. Er hatte auch die Clique ins Leben gerufen.

In dem Haus, in dem er wohnte, gab es einen großen Partykeller, wo dann die Feste der Gruppe gefeiert wurden.

Walter war ein Musik-Fan. Von der Oper über die Operette bis hin zum Schlager der zwanziger Jahre liebte er alles. Auch die moderne, anspruchsvolle Rockmusik und die Klassik.

Er hatte rotes Haar, trug ebenfalls eine Brille und besaß eine immer etwas blaß wirkende Haut. Da er sich sehr ruhig und nachdenklich gab, hatte man ihm den Namen Einstein gegeben.

Wolfgang C. Bischoff, der Dunkelblonde mit dem Oberlippenbart, war ein großer Karl-May-Fan. Und außerdem ein Junge, auf den man

sich hundertprozentig verlassen konnte.

Und er tat jedem einen Gefallen, war nie falsch und auch ein begeisterter Fußballspieler. Seine Eltern hatten eine Bäckerei mit einer nebenan liegenden Gastwirtschaft, wo sich die Gruppe auch hin und wieder traf.

Der Jüngste im Bunde hieß Oliver Roos. Siebzehn Lenze zählte er, und er war der Spaßvogel der Gruppe. Er brachte die besten Sprüche, richtige Klopfer, und spielte zudem noch für sein Leben gern Fußball.

Hellblonde Haare wuchsen auf seinem Kopf, der Mund war immer zu einem Lächeln verzogen, und die anderen konnten ahnen, wann ihm wieder etwas eingefallen war, dann lächelte er nämlich noch stärker.

Blieb die letzte im Bunde. Das Mädchen, die Kleine. Anke Witte war ein leicht schnippiges Wesen, auf ihren Freund Heinz Ansion grundlos eifersüchtig, und sie fand sich immer schrecklich häßlich. Dabei stimmte das nicht. Anke war ein hübsches Mädchen mit ihrem dunkelblonden, halblangen Haar, das dicht über der Schulter in einer Innenrolle auslief. Ihre Eltern besaßen ein Autohaus in der Stadt.

Ja, das war die Gruppe, mit der sich Jürgen Fleischberger herumschlagen mußte.

Aber er tat es gern, die Leute hatten sich gesucht und gefunden. Jürgen, von der Körperlänge her der Größte, rückte seine Brille zurecht. »Los, sagt was?«

»Was willst du denn hören?« fragte Walter Lieh, der kleine Einstein.

»Ob es euch hier gefällt?«

»Na ja.« Zu einer weiteren Antwort bequemte sich Walter nicht. Dabei schaute er noch seine Freunde an, die sich langsam umdrehten und zur Insel blickten.

»Mir ist es unheimlich«, meldete sich Anke.

»Was?« fragte Heinz. »Unheimlich?«

»Ja.«

»Das mußt du uns erklären«, mischte sich Jürgen Fleischberger ein, wobei er bis zum Ufer vortrat.

Anke hob die Schultern. Sie hatte den Parka geschlossen. Es war kalt geworden Ende Oktober.

»Diese Insel, die komische Burg, die Trauerweiden, das Wasser um die Burg, der Dunst, dann die krächzenden Raben, ich weiß nicht...«

Sie hob die Schultern und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Der dunkelhaarige Volker Jungbluth sagte: »Das ist komisch, Anke, ehrlich. Wir sind losgefahren, um den berühmten englischen Horror oder Nebel zu erleben. Bisher war Essig damit. Jeder hat gemotzt, sich beschwert, jetzt stehen wir vor einer Burg, und dann willst du nicht mehr.«

»Davon hat sie nichts gesagt«, verteidigte Heinz Ansion seine Freundin.

»Aber gedacht.«

»Seit wann kannst du Gedanken lesen, du Hänfling?« Heinz wurde sehr schnell wütend, auch hier brauste er auf.

»Streitet euch nicht«, mischte sich Jürgen Fleischberger ein. »Wenn Anke nicht will, dann...«

Jetzt wurde das Mädchen sauer. »Was redet ihr mir alles ein?« beschwerte sie sich. »Klar will ich. Ich habe keine Lust, allein nach Hause zu trampeln. Also fahren wir rüber. Und du, Jürgen, hast nach unserer Meinung gefragt. Ich habe dir meine mitgeteilt, das solltest du akzeptieren.«

»Mache ich auch.«

»Und die anderen?« Anke schaute sich herausfordernd um.

»Ebenfalls«, meldete Walter Lieh für alle.

Oliver Roos fügte noch einen seiner unvermeidlichen Sprüche

hinzu.

»Sehen wir Geister und Gespenster, wirft Karate-Heinz sie aus dem Fenster.« Er lachte und sah das saure Gesicht seines Freundes, der es nicht haben konnte, wenn man auf seine Kosten Scherze trieb.

Wolfgang C. Bischoff dachte da praktischer. Er hatte sich in den letzten Minuten von der Gruppe entfernt und wanderte am Ufer entlang. Der Teich oder kleine See, in dessen Mitte auf einer Insel die verfallene Burg stand, mußte erst einmal überquert werden, um das Gemäuer zu erreichen. Dazu brauchten sie ein Boot. Wenn sie keines fanden, konnten sie den ganzen Plan fallenlassen.

Der Junge schaute auf das Wasser. Es schimmerte grünlich, sah irgendwie düster aus und zeugte von einer geheimnisvollen Tiefe, obwohl der Teich sicherlich keine zwei Meter tief war. Der Herbstwind hatte Blätter von den Bäumen gelöst und sie auf die Oberfläche geweht, wo sie wie kleine Boote trieben und über die anlaufenden Wellen hüpften.

In Wolfgangs Nähe standen hohe Trauerweiden. Ihre Zweige bogen sie dem Wasserspiegel entgegen. Sie spiegelten sich auf der Oberfläche, die Wellen verzerrten das Bild und machten aus den Bäumen regelrechte Seegespenster. Daran glaubte der junge Mann nicht, auch nicht an Ungeheuer, die aus der Tiefe unerforschter Seen stiegen und sich die Menschen als lebende Beute holten.

Er richtete sich nach den Tatsachen. Für ihn war diese Horror-Reise eine kleine Abwechslung, und ihm machte es auch nichts aus, in dem alten Gemäuer eine Nacht beim Schein eines Lagerfeuers und dem Erzählen uralter Geistergeschichten zu verbringen. Er dachte praktisch und suchte ein Boot.

Aus Erfahrung wußte er, daß man am Ufer dieser Teiche oder kleinen Seen oft Kähne fand. Zumeist dümpelten sie in der Nähe irgendwelcher Stege, und so einen Steg entdeckte der junge Mann auch, als er das Schilf, das das Ufer begrenzte, zur Seite drückte.

Auf ihm herumlaufen wollte er nicht, denn das Holz sah ihm zu morsch aus, aber neben dem Steg und durch ein faserig wirkendes Seil mit ihm verbunden, dümpelte ein Kahn im Wasser. Sogar mit zwei Rudern.

Wolfgang C. Bischoff grinste, als er das Boot näher in Augenschein nahm. An alles hatte Jürgen Fleischberger gedacht, nur nicht daran, wie sie zu der Insel kommen sollten.

Wolfgang drehte sich und stieß einen Pfiff aus. Die anderen aus der Gruppe hörten ihn und sahen ihren Freund heftig winken.

»Ich habe ein Boot gefunden!« rief Wolfgang.

Jubelschreie der Freunde. Zwei Gestalten lösten sich. Es waren Jürgen Fleischberger und Heinz Ansion, die beiden Kräftigsten. Sie wollten helfen.

»Wo?« fragte Jürgen, der Wolfgang als erster erreichte.

Der junge Mann streckte den Arm aus und deutete auf das dicht wachsende Schilf. »Dazwischen.«

Beide bückten sich.

Heinz Ansion sprang schon vor, fluchte, weil er plötzlich bis über die Knöchel im Schlamm und im Uferwasser stand, bevor er sich bückte und das Tau zerriß. Das Boot hielt er an der Bugspitze fest. »Kann mir mal einer helfen?«

»Moment.« Jürgen Fleischberger gab die Antwort. Er und Wolfgang C. Bischoff bekamen ebenfalls nasse Füße, als sie mit Unterstützung von Heinz Ansion den Kahn zu sich heranzogen. Das Schilf zeigte sich dabei sehr hinderlich.

Es war ziemlich sperrig, kratzte und schabte am Bootskörper entlang, aber mit gemeinsamer Kraft schafften die Freunde es, den alten Kahn hochzuziehen und an Land zu zerren.

Regenwasser hatte sich in seinem Innern gesammelt. Es bildete auf den Planken einen kleinen See. Sie kippten das Boot um, ließen das Wasser ablaufen und untersuchten den Boden des Kahns.

Er war dicht.

Es schien sich dort tatsächlich nur Regenwasser gesammelt zu haben.

»Wir tragen es zu den anderen«, entschied Jürgen Fleischberger, »da ist das Ufer besser. Es gibt zwar auch Schilf, aber nicht so dicht wie hier.«

Wolfgang und Heinz waren einverstanden. Heinz freute sich, den Freunden mal wieder seine Kraft zeigen zu können. Er stemmte den Kahn am Bug in die Höhe, während die beiden anderen ihre Hände am Heck platzierten. Über ihre Köpfe trugen sie das Boot zu den anderen. Die klatschten in die Hände, hatten ihren Spaß, und Heinz bekam einen roten Kopf vor Wut.

Fast zornig ließ er das Boot fallen. »Beim nächstenmal schleppt ihr den Kahn!« rief er seinen Freunden zu. »Ich habe die Nase voll.«

»Du bist doch unser Herkules«, sagte Oliver Roos.

Heinz nickte. »Ich werfe dich gleich auf einen Baum«, erklärte er. »Da kannst du Tarzan spielen.«

»Und Anke wird die Jane, nicht?«

Als Heinz Ansions Freundin noch lachte, drehte er fast durch. Er ballte schon die Hände, da griffen Jürgen Fleischberger und Walter Lieh ein. Gemeinsam beruhigten sie den Freund.

Alle paßten nicht in das Boot hinein. Sie mußten in zwei Durchgängen zur Insel rudern.

Keiner bestimmte, aber sie teilten es so auf, daß zuerst drei hinübruderten und den Großteil des Gepäcks mitnahmen. Die anderen würden dann beim zweiten Durchgang die Insel besuchen. Anke Witt, Volker Jungbluth, und Heinz Ansion ruderten als erste.

Heinz hatte die Stangen gepackt. Er machte das wie ein Profi und brachte das Boot sicher bis zur Insel, wo sie ausstiegen, das Gepäck ausluden, Heinz noch einmal zurückruderte und die anderen einlud. Fünf Personen faßte der Kahn kaum. Er lag tief im Wasser.

Heinz ruderte auch nicht mehr allein. Jürgen Fleischberger half ihm dabei. Heinz war nicht ein so geübter Kahnfahrer. Wenn er das Ruder ins Wasser stieß, spritzte es oft, und die anderen beschwerten sich lautstark.

Dann schnitt der Bug in das Schilf. Die harten, grünen, aus dem Wasser wachsenden Stöcke blieben stehen. Sie wurden nur zur Seite gebogen, als der Kahn seinen Weg auf den seichten, schlammigen Untergrund fand.

Die drei auf der Insel halfen mit, das Gepäck zu entladen und warfen es in das hohe Gras. Volker Jungbluth zögerte plötzlich, seinen Rucksack auf die Erde zu legen. »He, schaut mal her!« rief er und behielt das Gepäckstück in der Hand.

»Was ist denn?« Neugierig kamen die anderen näher. Mit der freien Hand deutete Volker auf einen Fleck, der runde Ausmaße besaß. »Hier hat doch jemand etwas verbrannt«, stellte er fest.

Walter Lieh ließ sich auf die Knie fallen. Er rückte seine Brille zurecht, besah sich den »Schaden« und nickte. »Tatsächlich, Freunde, hier hat ein Feuer gebrannt.«

»Wer kann es angezündet haben?« Anke hatte die Frage gestellt.

Heinz Ansion gab darauf eine Antwort. »Vielleicht hatten andere tue gleiche Idee wie wir.«

Niemand sagte etwas Gegenteiliges. Heinz' Meinung wurde voll von den Freunden akzeptiert.

Sie vergaßen die Brandstelle schnell und schauten hinüber zum Ufer. Es war seltsam, aber in den letzten Minuten hatten die Kühle und Feuchtigkeit zugenommen, so daß über dem Wasser ein leichter Dunstschleier lag. Allen war klar, daß es Nebel geben würde.

»Das wird richtig gespenstisch«, meinte Walter Lieh und schaute auf seine Uhr, die auch einen Datumsanzeiger aufwies. »Übrigens, Freunde, wir haben den 31. Oktober.«

»Und was bedeutet das?« wollte Oliver wissen.

Walter lachte. »Ist doch klar, du Sprücheklopfer. Halloween, die Nacht der Geister...« Er nahm beide Hände hoch, verdrehte die Augen und schrie »Uu-uuhhh...«

Oliver Roos deutete auf die Burg. »Da habe ich meinen Geist versteckt. Um Mitternacht wird er kommen...«

Sie alle waren dem Blick ihres Freundes gefolgt und schauten sich die Burg an.

So verfallen war sie gar nicht. Nur der Westflügel hatte dem Zahn der Zeit nicht widerstehen können. Das Dach war eingefallen, aber die Mauern standen noch. Ansonsten besaß die Burg oder das Schloß keine Sperrmauer, man konnte durch ein großes Tor in den wuchtigen Haupttrakt hineingehen.

Dieser Trakt wirkte schon von außen gesehen ziemlich verschachtelt. Es mußte in seinem Innern zahlreiche Treppen geben, die nach oben und unten führten. Erker, Türmchen und kleine Söller wuchsen aus dem Gemäuer, was Anke Witte zu der Bemerkung veranlaßte. »Das sieht aus wie ein Dornröschen-Schloß.«

»Vielleicht finden wir eine Prinzessin«, meinte Oliver und rieb sich die Hände. »Sollen wir nachschauen?«

»Nein!« entschied Jürgen Fleischberger, der Cliques-Chef. »Zunächst werden wir das Gepäck in die Burg schaffen, dann wird Holz für das Lagerfeuer gesammelt, denn es wird zu dieser Jahreszeit sehr schnell dunkel. Hinterher finden wir dann nichts. Haltet die Taschenlampen bereit.«

Die anderen waren einverstanden. Bevor sie gingen, warfen sie noch einen Blick über die Insel.

Das Schloß war das einzige Gemäuer. Ansonsten gab es nur alte Bäume, hohes Gras, viel Unkraut und auch dichte Büsche, die im Laufe der Zeit hochgewuchert waren.

Eine etwas unheimliche Gegend, wenn man den Nebel hinzuzählte, der sicherlich noch aufquellen würde.

Jürgen drängte. »Los, Freunde, hoch mit den Klamotten. Macht weiter, wir wollen hier nicht festwachsen.«

Keiner murrte. Anke brauchte nichts zu tragen. Heinz schleppte auch ihr Gepäck.

Jürgen und er näherten sich dem großen Eingangstor als erste. Es war offen und hing schief in den Angeln des alten Gemäuers, das sich rechts und links des Tors ausbreitete.

Zu zweit mußten sie ziehen, um die Tür überhaupt aufwuchten zu können. Sie rechneten damit, eine Halle zu betreten, doch sie sahen sich getäuscht.

Die Halle war nicht mehr vorhanden. Dafür sahen sie den alten Steinschutt, der von zusammengefallenen Mauern zeugte und sich auf dem Boden hinter der Tür ausgebreitet hatte. Da war ein Flügel des Schlosses völlig zerstört worden.

Ein paar Fragmente standen noch. Hohe Säulen, die wie bleiche, dicke Finger in den Himmel ragten. Auf dem Steinschutt wuchsen Moose und Flechten, aus den Spalten schauten Gras und Unkrautbüsche. Die sieben Freunde blieben stehen.

»Da ist wohl nichts zu machen«, sagte Volker Jungbluth und fügte ein »schade« hinzu.

»Moment, Moment, nicht so voreilig«, meldete sich Jürgen Fleischberger, »schaut mal nach links.«

Alle blickten in die Richtung. Und da sahen sie tatsächlich einen freien Platz, der zum Campen regelrecht einlud. Auch standen diese Mauern des Schlosses noch. Sie wirkten wie ein düsterer Block oder ein Teil, der überhaupt nicht dazugehörte.

Heinz Ansion nickte. »Genau, Freunde, da laßt es uns gemütlich machen. Sogar Gras sehe ich.«

Sein Vorschlag wurde begeistert aufgenommen. Plötzlich hatten es alle eilig, an diese Seite des Schlosses zu gelangen.

»Und wer sammelt Holz?« rief Walter Lieh laut.

Er hatte genau die richtigen Worte gefunden. Die Freunde legten ihr Gepäck abermals ab, und sofort hatten sich drei gefunden, die sich auf Holzsuche außerhalb der Burg machen wollten.

Jürgen Fleischberger, Walter Lieh und Volker Jungbluth. Die anderen drei Jungen und auch Anke blieben im Innern der Burg. Sie wollten dort nachschauen.

»Du kochst hinterher Tee«, sagte Heinz Ansion zu seiner Freundin, »deshalb brauchst du auch nicht mit zu suchen.«

Anke zeigte sich einverstanden.

Jürgen Fleischberger verließ den Komplex als erster. Er rannte noch zum Ufer, denn ihm war siedendheiß eingefallen, daß sie vergessen hatten, das Boot zu vertäuen.

Ein Seil besaßen sie zwar nicht, aber er zog den Kahn weiter auf das Ufer, damit er von den Wellen nicht abgetrieben wurde. Dabei schaute er noch einmal über den See.

Unheimlich wurde ihm zwar nicht gerade zumute, aber er fühlte dennoch eine gewisse Beklemmung. Die Atmosphäre empfand er als seltsam. Am Ufer die hohen Bäume, dazu die Nebelschwaden, die aus dem Wasser stiegen und wie geisterhaft bleiche Gestalten über die Oberfläche krochen. In den zumeist schon blattlosen Kronen der Bäume hockten Raben und krächzten höhnisch.

Jürgen kam es vor, als wollten sie ihn verspotten. Er wußte selbst nicht, wie es plötzlich kam, aber er stellte sich die Frage, ob es richtig gewesen war, auf dieser Insel eine Nacht zu verbrngen.

Nun, die Zukunft würde es zeigen...

In meiner Wohnung hatte mich nichts gehalten. Also war ich wieder ins Büro gefahren, wo ich mit Sir James und Suko zu einer Krisensitzung zusammentraf. Glenda befand sich schon nicht mehr im Haus. Sie war unserem Ratschlag gefolgt und zu ihrer Tante auf das Land gefahren. Zwar unter Protest, aber immerhin. So hatten wir sie

aus der unmittelbaren Schußlinie geschafft. Was gab es zu tun? Vieles und nichts. Wir hatten keine Spur. Das stellte auch Sir James mit großem Bedauern fest. Unser Chef hatte längst eine Fahndung anlaufen lassen, sie hatte jedoch keinen Erfolg gebracht.

Noch einmal sprachen wir den Fall durch, und wir suchten Verbindungen zu damals, als der schwarze Henker in Pitlochry aufgetaucht war und gemordet hatte.

»Er hat Sie also angerufen, John«, stellte Sir James fest.

»Ja.«

»Und Sie sind sicher, daß es auch der schwarze Henker gewesen ist?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Ich muß davon ausgehen. Wenn ich es beschwören müßte, könnte ich es natürlich nicht, aber wer sollte sonst Interesse daran haben, mich auf diese Art und Weise zu erschrecken?«

»Da gibt es zahlreiche Dämonen.«

»Klar, aber der Henker wies auf den vorliegenden Fall hin, das sollten Sie nicht vergessen.«

»Haben Sie die Stimme nicht erkannt?«

Ich lächelte. »Sir, der Fall in Pitlochry liegt sehr lange zurück. Dort habe ich zwar mit dem Henker gesprochen, wenn Sie so wollen, aber ich kann mich an seine Stimme so gut wie nicht erinnern, das müssen Sie mir glauben.«

»War auch nur eine Vermutung.« Sir James nahm seine Brille ab und putzte die Gläser. »Haben Sie einen Vorschlag, meine Herren?«

Selten waren wir so ratlos gewesen.

Suko meinte: »Ich glaube, daß sich der Henker versteckt hält, die Dunkelheit abwartet, um dann zuzuschlagen.«

»Davon gehe ich auch aus«, gab Sir James meinem Freund recht. »Und wo wollen Sie sich während der Dunkelheit aufhalten, John?« wandte er sich an mich.

»In meiner Wohnung. Die ist überschaubar, Sir.«

Der Superintendent schaute Suko an, weil er dessen Meinung hören wollte.

»Ich stimme John ebenfalls zu, Sir.«

»Dann gebe ich mich geschlagen.« Sir James lächelte. »Wir können sogar hoffen, daß der Henker bei Ihnen erscheint, John, damit Sie ein für allemal Schluß machen können.«

Ich hatte überhaupt nicht zugehört, sondern vor mich hin gegrübelt. Jetzt hob ich den Kopf und sagte: »Es war nicht seine Stimme.«

»Wie?« Sir James stieß die Frage hervor.

»Je länger ich über den Anruf nachdenke, um so sicherer werde ich mir, Sir. Ich glaube nicht, daß mich der Henker angerufen hat.«

»Wer dann?«

»Er war es trotzdem!«

Jetzt zog auch Suko ein ungläubiges Gesicht. »Entschuldige, John, aber das verstehe, wer will. Ich nicht.«

»Es ist gar nicht so schwer, wenn man darüber nachdenkt. Jemand ist in die Haut des Henkers geschlüpft. Ich bin der Meinung, cialß es nicht der Henker von Pitlochry war.«

Nach dieser Bemerkung lastete das Schweigen zwischen uns. Suko und Sir James dachten über meine Worte nach. Der Superintendent faßte schließlich zusammen. »Also gut«, sagte er. »Gehen wir davon aus, daß der schwarze Henker und dieser lächelnde jetzt nicht ein und dieselbe Person sind. Ich will nicht herausfinden, wer sich hinter der Maske verbirgt, es bleibt aber die Aufgabe, diesen unheimlichen Killer zu finden. Koste es, was es wolle. Da sehe ich schwarz.«

Was sollten wir darauf sagen? Wir waren ja so hilflos. Der andere, unser Gegner, besaß all seine Trümpfe.

»Vielleicht ergibt die Fahndung doch etwas«, versuchte Suko uns Mut zu machen und sich selbst natürlich auch.

»Ich glaube nicht an den Weihnachtsmann«, erwiderte ich und

spielte gedankenverloren mit einem Bleistift. »Wenn man wüßte, wie man dem Henker eine Falle stellen kann, würde ich mich schon als Köder zur Verfügung stellen«, murmelte ich.

Suko antwortete scherzhaft. »Versuch es doch mal mit einem Artikel oder Aufruf in der Zeitung.«

»Danke, ich verzichte zugunsten anderer.«

»Lassen Sie die Ungereimtheiten«, wies Sir James uns zurecht. »Der Fall ist einfach zu brisant, um sich darüber lustig zu machen. Wir müssen Moro möglichst bald finden, nicht erst nach der nächsten Leiche!«

Sir James hatte uns da aus dem Herzen gesprochen. Aber war es machbar?

Wir befanden uns tatsächlich in einer Sackgasse. Es gab keine Spur, die wir aufnehmen konnten, den schwarzen Henker hatte auch niemand gesehen, er schien wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Und dann erreichte Sir James ein Anruf. Ich will nicht von Zufall sprechen, sondern vom Erfolg einer ausgeklügelten Fahndung, die unser Chef eingeleitet hatte. Zudem war von ihm angeordnet worden, daß alle Dinge, die mit dem Henker unmittelbar zu tun hatten, sofort an ihn weitergeleitet wurden.

Er nahm den Hörer ab, lauschte für einen Moment und stellte dann den Verstärker ein, so daß Suko und ich über Lautsprecher das Gespräch mithören konnten.

Das Gespräch kam aus Lindfield, wie wir hörten. Der Chef einer kleinen Polizeistation gab die Meldung durch.

Auch er hatte von der gewaltigen Ringfahndung erfahren, die Scotland Yard eingeleitet hatte. Sie war nicht nur auf London begrenzt geblieben, sondern umfaßte einen Umkreis von rund 50 Meilen. Suko war aufgestanden und schaute auf der Karte nach.

Ich konzentrierte mich auf das Gespräch und erfuhr, daß jemand den Henker im Ashdown Forest gesehen hatte.

Der Ashdown Forest war ein großes Wald-und Sumpfgebiet. Er zählte an den Wochenenden zu den Naherholungsgebieten für großstadtmüde Londoner. In der Woche lag der Wald wie tot.

Für den Henker ein ideales Gebiet. Gleichzeitig fragte ich mich bereits, was ihn dorthin trieb. Oder wollte er mich in dieser einsamen Gegend in die Falle locken?

Wie dem auch sei, Suko und ich würden hinfahren und nachforschen, ob der Zeuge nun gelogen hatte oder nicht.

Sir James machte sich noch einige Notizen, und als er das Gespräch beendet hatte, schob er mir den Zettel mit einem Lächeln auf den Lippen herüber.

»Machen Sie was daraus, John und Suko! Mehr kann ich für Sie nicht tun.« Daß die Fahndung einen Erfolg gezeigt hatte, nahm er als einen persönlichen Sieg, den ich ihm auch gönnte.

Ich nahm die Notizen an mich. »Sie hören wieder von uns, Sir.«

»Hoffentlich. Von dem Henker will ich nichts mehr hören. Nur eine Erfolgsmeldung, daß Sie es geschafft haben.«

Der gute Sir James hatte leicht reden. Ich war da ehrlich gesagt ein wenig skeptisch...

»Ich habe keine Lust mehr«, sagte Anke Witte und schüttelte ihren Kopf, so daß die blonden Haare flogen.

Heinz Ansion warf ein paar Äste zu Boden. Er kam von einer Sammlung zurück. Seine Parkajacke hatte er ausgezogen und trug nur noch die Cordhose und den blauen Pullover. »Wieso? Willst du verschwinden?«

»Nein, davon habe ich nichts gesagt.« Anke ärgerte sich. »Daß ihr mir auch immer die Worte im Munde herumdreht. Ich will hier nicht mehr herumstehen und warten.«

»Was dann? Das Feuer brennt noch nicht. Du kannst den Tee nicht kochen.«

»Dazu habe ich auch keine Lust. Ich schaue mir mal das komische Schloß da an.«

Heinz Ansion wunderte sich zwar für einen Moment, nickte jedoch und fragte: »Warum nicht?«

Anke drehte sich um, steckte die Hände in die Parkataschen und ging auf eine dunkle Öffnung zu, die früher einmal von einer Tür verschlossen gehalten worden war.

»Wenn du einen Geist siehst, sag ihm, daß er erst um Mitternacht spuken soll«, rief Heinz ihr noch nach.

Das Mädchen drehte sich um. »Ich werde es ihm ausrichten.« Wenig später war sie verschwunden, und Heinz Ansion ging wieder seiner alten Tätigkeit nach.

Anke aber betrat das Gemäuer. Das mit dem Geist hatte sie nur so dahin gesagt, um sich selbst Mut zu machen, der sie verließ, als sie sich von den alten Mauern eingeschlossen sah.

Es war unheimlich im Innern des Schlosses.

Sie hatte einen Saal betreten, jedenfalls war der Raum vor ihr ziemlich groß, allerdings leergeräumt, denn keine alten Möbelstücke standen mehr herum.

Auf dem Boden lag eine dicke Schmutzschicht. Blätter, die vom Wind hereingeweht waren, klebten an ihr fest, und es knirschte, wenn Anke darüberschritt.

Sie bekam eine Gänsehaut. Je weiter sie ging, um so düsterer wurde es. Zwar fiel noch das Tageslicht durch den Eingang, aber es verlor sich sehr bald in der Dunkelheit und wurde zu einem seltsamen Zwielficht, das alle Konturen unscharf werden ließ und die Umrisse der Innenmauern zu Schatten verwischte.

Anke blieb stehen und schaute hoch. Sie sah einige Fenster im Gemäuer. Natürlich steckten keine Scheiben mehr in den viereckigen Öffnungen, durch die der Wind pfeifen konnte.

Sie wandte sich nach rechts und sah einen Durchgang. Früher mußte

dort mal eine Tür in eine andere Kammer geführt haben, jetzt war davon nichts mehr zu sehen, nur ein düsteres Loch gähnte dem jungen Mädchen entgegen.

Über ihren Rücken kroch eine Gänsehaut. Sie hatte das Gefühl, als würden zahlreiche Spinnen mit ihren dünnen Beinen auf der Haut entlanglaufen. Obwohl sie sich fürchtete, besaß dieser Durchgang irgendwie eine magische Anziehungskraft auf sie.

Dahinter sah sie nichts, nur die Dunkelheit, die sich wie ein Schatten ballte.

Wie alle anderen besaß auch Anke eine Taschenlampe. Nur hatte sie die vergessen, und sie wollte nicht mehr zurücklaufen, um sie zu holen, sondern nur einen knappen Blick durch den offenen Gang werfen. Anke bewegte sich auf Zehenspitzen voran. Sie wußte selbst nicht, aus welchem Grunde sie so vorsichtig ging, hinter dem Durchgang lauerte sicherlich niemand, aber sie wollte es genau wissen. Auf einmal fühlte sie sich wie auf einer Entdeckungsreise.

Dreck und Staub knirschten unter den Sohlen, die Blätter raschelten, und als sie das hastige Schlagen von Flügeln hörte, da stieß sie einen leisen Schrei des Erschreckens aus. Schnell schaute sie in die Höhe und sah nur einen Vogel, der im grauen Zwielflicht eines offenen Fensters auf dem Rand hockte und sie durch seinen vorherigen Flug so erschreckt hatte. Danach lächelte sie und schüttelte über sich selbst den Kopf. Wesentlich mutiger passierte sie den Durchgang.

Es war nicht stockfinster. Auch hier fiel noch Tageslicht durch kleine Fenster in den Raum, der eine Treppe aufwies, die in die Höhe führte. Das Mädchen glaubte, von draußen einen kleinen Söller oder Turm gesehen zu haben. Wahrscheinlich führte die Treppe dorthin. Natürlich interessierte sie sich dafür. Zwar wollte sie nicht ganz hochsteigen, aber mal nachsehen.

Als sie sich der Treppe näherte, da entdeckte sie, daß von diesem Raum auch noch andere Öffnungen abzweigten. Da begannen Gänge,

die durch den Trakt führten und sicherlich zu einem kleinen Irrgarten wurden. Sie schüttelte sich, als sie daran dachte.

Vor der untersten Stufe blieb Anke schließlich stehen. Jetzt war es so still, daß sie sogar ihren eigenen Herzschlag hören konnte. Auch die Stimmen ihrer Freunde waren nicht mehr zu vernehmen. Am liebsten hätte sie die Insel verlassen.

Nur noch einen Blick auf die Treppe wollte sie werfen, dann...

»Aaaahhh!« Im nächsten Augenblick durchschnitt ihr gellender Schrei die Stille und hallte als schauriges Echo von den kahlen Wänden wider. Selbst der Rabe flog erschreckt davon, stieß krächzend Schreie aus, die sich anhörten wie ein Totengesang...

Heinz Ansion hatte abermals einen Stapel Holz gefunden, wobei er sich ärgerte, daß das Zeug so feucht war. Es würde qualmen, wenn man es anzündete, und er hoffte, daß die anderen mit ihrer Holzsuche mehr Glück hatten.

Da hörte er den Schrei.

Anke! Mein Gott, das war Anke. Sie hatte sich ja unbedingt das alte Gemäuer anschauen müssen. Wahrscheinlich hatte sie etwas losgerissen, und das war auf sie niedergefallen... Er dachte nicht mehr weiter, sondern fuhr herum und rannte den Weg, den auch Anke genommen hatte.

Anke in Gefahr! Dieses Wissen ließ sein Herz schneller schlagen und ihn die Fäuste ballen. Wenn er den Kerl zwischen die Finger bekam, der Anke so erschreckt hatte, dann...

Er tauchte ein in die Düsternis, hatte so viel Schwung genommen, daß er schon rutschte und nicht mehr bremsen konnte. Dafür prallte er jedoch mit jemandem zusammen.

An den runden Formen unter seinen rasch zugreifenden Händen spürte er, daß es eine weibliche Person war. Anke Witte!

Wie eine Ertrinkende an einem Brett, so klammerte sie sich an ihm

fest und begann zu schluchzen. »Heinz, Heinz!« weinte sie. »Die... sie war da, wirklich...«

»Wer?«

»Hinten. Ich bin in den anderen Raum gegangen. Auf der Treppe habe ich sie gesehen...« Anke schüttelte sich, zog die Nase hoch und hob den Kopf. Der junge Mann sah ein bleiches Gesicht und tränennasse Augen, in denen das Wasser schimmerte.

Heinz holte tief Luft. Nur allmählich beruhigte auch er sich. »Wen hast du denn gesehen?« wollte er wissen.

»Die Frau.«

»Und?«

»Es war ein Geist. Sie... sie stand auf der Treppe in den Söller, und als ich anfang zu schreien, war sie plötzlich verschwunden. Wie ein Spuk war sie weg...«

»Das sehe ich mir an!«

»Nein, nein!« Anke klammerte sich an ihrem Freund fest. »Lieber nicht, bleib hier, es ist gefährlich...«

»Bitte!« drängte Heinz. Er schüttelte sich und löste sich somit von seiner Freundin. »Du weißt selbst, daß ich mich wehren kann. Wenn sich da eine Halloween-Gestalt hineingeschlichen hat und ich noch einen aus unserer Clique erkenne, dann...« Er sprach nicht mehr weiter, sondern ging los.

Anke hatte ihm den genauen Weg zwar nicht beschrieben, aber es gab nur einen, den er nehmen konnte. Er hatte seine Taschenlampe dabei, nahm sie jetzt in die Hand, schaltete sie ein und ließ den gelben Strahl durch die Finsternis wandern.

Heinz Ansion drehte sich im Kreis. Er sah die zahlreichen Öffnungen der Gänge, entdeckte auch die Treppe, von der Anke gesprochen hatte, und stellte fest, daß sie in Wendeln in die Höhe führte, ansonsten aber leer war. Da stand keiner auf den Stufen. Weder ein Mann noch eine Frau. Die Treppe war leer!

Heinz Ansion atmete tief aus. Er hatte es sich gedacht. Anke Witte war einer Täuschung erlegen. Sie hatte sich selbst etwas vorgemacht, denn sie gehörte schon immer zu den Mädchen, die sich irgend etwas zurechtgesponnen hatten und der Reise auch mit Skepsis gegenübergestanden hatten. Vielleicht hatte sie sich nur wichtig machen wollen, obwohl Heinz daran nicht so recht glauben konnte, denn Anke war einfach nicht der Typ, der sich diese Dinge erlaubte. Er ging wieder zurück. Im Strahl der Lampe tauchte das immer noch starre Gesicht seiner Freundin auf, die geblendet die Augen zusammenkniff. Heinz hob die Schultern. »Da war nichts, Anke, ehrlich.«

»Aber ich habe sie gesehen!«

»Und wie sah sie aus?«

»Die Frau hatte schwarze Haare, ein bleiches Gesicht, und aus ihrer Stirn wuchsen zwei Schlangen!«

Heinz Ansion verzog den Mund. »Mehr nicht?«

»Doch.«

»Was denn?«

»Sie war nackt!«

Heinz Ansion pfiß durch die Zähne. »Muß ein toller Anblick gewesen sein, so ein reifes Weib ohne Kleidung in einem einsamen Burgverlies zu sehen. Schade, ich dachte schon es wäre die berühmte Weiße Frau gewesen. Aber vielleicht spukt die auch noch hier herum.«

Anke Witte würde wütend und stampfte mit dem rechten Fuß auf.

»Verdammt noch mal, du sollst darüber nicht deine Witze machen. Mir ist es ernst genug damit.«

»Okay, okay, ich habe verstanden, daß du die Frau gesehen hast.«

»Ja.«

»Und mit den Schlangen am Kopf.«

»Auch das.«

Heinz Ansion hob die Schultern. Er schaute an seiner Freundin vorbei, erkannte im grauen Rechteck der Toröffnung die Gestalten seiner Freunde und winkte ihnen zu. »Wir kommen!« rief er, bevor er sich an Anke Witte mit den nächsten Worten wandte: »Reiß dich nur zusammen, Mädchen. Wir wollen den anderen keine Schau bieten.«

»Aber was soll ich sagen?«

»Das erledige ich schon.«

Die Mitglieder der Clique empfingen die beiden mit zahlreichen Fragen. Jeder wollte wissen, was es gegeben hatte, und Heinz meinte nur:

»Anke hat sich erschreckt.«

»Vor wem denn?« fragte Jürgen Fleischberger.

»Da war ein Vogel, der plötzlich losflatterte. Kann ja jedem mal passieren - oder?«

»Sicher, sicher«, meinte Oliver Roos, »aber wenn ich einen Vogel sehe, schreie ich nicht so. Das hat man ja bis weit nach draußen gehört.«

»Sie ist eben schreckhaft.«

»Nein«, sagte Anke. »Ich habe nicht nur einen Vogel gesehen, sondern auch etwas anderes. Eine Gestalt, damit ihr es alle wißt.« Und sie erzählte den Freunden das gleiche, was sie auch schon Heinz berichtet hatte.

Voller Staunen wurde Anke Witte angestarrt. »Das ist doch nicht möglich«, sagte Wolfgang C. Bischoff. »Das kann ich mir nicht vorstellen.« Er schaute in die Runde. »Ihr vielleicht?«

Wolfgang erntete nur fragende Blicke und Schulterzucken. Jürgen Fleischberger schlug vor: »Wir können ja alle mal nachschauen, ob es tatsächlich so gewesen ist. Vielleicht finden wir die Gestalt. Ich habe schließlich auch die Feuerstelle gesehen, als wir aus dem Boot stiegen. Kann doch sein, daß sich jemand hier versteckt hält.«

Heinz Ansion machte eine wegwerfende Handbewegung. »Diese

komische Frau mit den Schlangen auf dem Kopf existiert sowieso nur in Ankes Einbildung, wenn ihr mich fragt.«

Das Mädchen riß sich von seinem Freund los. »Es war keine Einbildung, Mann, begreife das endlich.« Anke tippte mit dem Finger gegen die Stirn.

»Ich bin doch nicht blöd und kein Hirni.«

Die anderen lachten, als sie diesen Ausdruck gebrauchte. So entspannte sich die Lage wieder ein wenig.

Schließlich meinte Wolfgang C. Bischoff. »Egal, Freunde, auch wenn sich eine Frau oder Schlangenbeschwörerin auf der Insel herumtreiben sollte, steht sie immer noch allein. Wir allerdings sind sechs Jungen und ein Mädchen. Außerdem zählt Heinz für zwei. Da sollten wir das Weib schon schaffen können, wenn es was will.«

Er erntete beifälliges Nicken. Nur Anke Witte hatte etwas zu sagen.

»Mich kriegt ihr in den Bau nicht mehr rein«, erklärte sie mit fester Stimme.

»Brauchst du auch nicht, Mädchen«, sagte Heinz. Er legte wieder seinen Arm um die Schultern des Mädchens. »Du hast dich ja gemeldet, um Tee zu kochen. Ich glaube, wir könnten jetzt jeder einen Schluck vertragen, oder was meint ihr?«

»Ja!« rief Volker Jungbluth. »Anke kann uns eine Kanne Tee kochen. Los, Leute, packt die Sachen aus. Holz haben wir inzwischen genügend gesammelt.«

Die anderen Mitglieder der Gruppe ließen sich nicht lange bitten. Sie packten fest mit an. Bis auf Anke Witte. Sie stand ein wenig abseits und schaute mit furchtsamen Blicken auf das alte Gemäuer. Wohl fühlte sie sich nicht in ihrer Haut. Wenn sie ehrlich war, dann mußte sie zugeben, daß sie schon Angst hatte.

Und das nicht zu knapp...

Hinter Suko und mir lag eine regelrechte Herbstfahrt. Da wir

Lindfield nicht auf dem Motorway erreichen konnten, nahmen wir den Weg durch das herbstlich gefärbte Land.

In den letzten Tagen hatten wir ein ruhiges Wetter erlebt. Das schien sich nun zu ändern. Die Luft war feuchter geworden. Über den Wiesen lagen lange Nebelschleier. Noch sahen sie aus wie durchsichtige Fahnen, ich war sicher, daß sich der Dunst gegen Abend zu einer dicken Suppe verdichten würde.

Suko saß entspannt neben mir. Hin und wieder schaute er aus dem Fenster, um sich die Landschaft anzusehen.

Ashdown Forest liegt südlich von London. Es war zwar nicht allzu weit entfernt, aber wir mußten schon mit einer Fahrzeit von zwei Stunden rechnen.

»Ich frage mich nur«, sagte Suko, »was der schwarze Henker in dem Forest treibt.«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Ob er dich dahin locken will?«

»Möglich.«

»Überzeugt bist du nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, da bin ich ehrlich. Der hat irgend etwas anderes vor, Suko.«

»Werden wir ja sehen.«

Die Straße wand sich in zahlreichen Kurven durch eine Landschaft, die man als Sumpfgelände bezeichnen konnte. Es war zwar kein direktes Moor, aber rechts und links der grauen Fahrbahn lagen einige Feuchtgebiete. Dichter Nebel hüllte Bäume und Sträucher ein. Lindfield war ein kleiner Ort wie aus dem Bilderbuch. Da es so gut wie keine Industrie in der Nähe gab, konnte man das Umfeld des Dorfs noch als in Ordnung bezeichnen. Auch die Häuser sahen sauber aus. Hier legte jeder mit Hand an und fegte auch mal die Straße. Die Polizeistation war in einem Haus untergebracht, bei dem uns die weiß gestrichenen Fensterrahmen sofort ins Auge stachen.

Sie glänzten sehr hell, und das Schild an der Tür war frisch poliert. Ein Wagen mit wippender Antenne stand vor der Tür. Ich parkte meinen Bentley dahinter.

Als wir ausstiegen, wischte ein kläffender Terrier aus der Eingangstür. Ihm folgte der Polizist.

Himmel, war der Mann dick. Ich wunderte mich, daß er überhaupt durch die Tür paßte. In einen Bus konnte er sicherlich nur quer einsteigen. Die Uniformjacke trug er offen, und auf seinem Kopf standen die blonden Haare wie die Borsten einer Bürste.

»Der Besuch aus London!« rief er mit einer dröhnenden Stimme und wischte sich über den Mund, weil dort noch einige Essensreste klebten.

»Ihr seid ja schnell gekommen, Freunde.«

»Das gehört zu unserem Job«, erwiderte ich.

»Wartet, ihr braucht gar nicht erst in die Bude zu kommen. Wir gehen sofort zu Curry.«

»Ist das der Zeuge?« fragte Suko.

»Genau. Wir nennen ihn nur Curry, weil er mal in einer Gewürzmühle gearbeitet hat.« Der Polizist grinste, »Bin gleich wieder da.« Er drehte sich um und verschwand.

Suko schaute mich an. »Das ist noch ein wahrer Genießer und toller Zeitgenosse.«

»Der Dorfsheriff.«

»Aber nicht unsympathisch.«

»Auf keinen Fall.« Ich wußte, daß der Mann Emmet Long hieß und seinen Dienst schon über 30 Jahre versah. Diese Informationen hatte uns Sir James noch mitgegeben.

»So!« rief Emmet Long. »Da bin ich wieder.« Er schloß die Tür ab.

»Wenn jetzt einer einbricht, dann hat er's gut, die Polizei ist nicht zu Hause.« Er lachte dröhnend und stellte sich vor. Als er uns die Hand gab, hatte ich das Gefühl, die meine wäre unter ein Auto gekommen.

So kräftig drückte er zu.

Dann gingen wir durch das Dorf.

Es war zwar kein Spießbrutenlaufen, aber wir kamen uns vor wie Aussätzige. Nur Emmet Long wurde begrüßt. Und er genoß es richtig, uns zeigen zu können, wie bekannt und beliebt er war. Entweder nickte er zurück oder winkte jovial, je nachdem, wie gut er die Leute kannte.

»Hier kann man sich noch auf den anderen verlassen«, erklärte er uns.

»Hoffentlich auch auf Curry.«

»Wieso?« fragte ich.

»Der hat so einen Schreck bekommen, als er die Gestalt sah, daß er sicherlich einen gesoffen hat.«

»Dann könnte er schon wieder nüchtern sein«, hoffte ich.

Emmet Long winkte ab. »Nein, nein, so einfach ist das nicht. Wenn Curry anfängt, dauert das immer drei Tage, bis er wieder stehen kann. Er ist eben extrem.«

Curry war tatsächlich extrem. Vielleicht auch im Trinken, aber das konnten wir nicht feststellen, denn er war nüchtern. Nur im Vergleich zu Emmet Long wirkte er so, denn Curry war das glatte Gegenteil. Spindeldürr, fast mager. Daß er als Holzfäller arbeitete, wollte mir nicht in den Sinn. Er wohnte bei seiner Mutter, einem zänkischen alten Weib, das ihn herumkommandierte wie einen kleinen Jungen. Später erfuhren wir, daß er nicht als Holzfäller arbeitete, sondern Zugmaschinen fuhr, die die Holzwagen zogen.

Curry konnte seine Nervosität nicht verbergen. Er erzählte alles zweimal, verhaspelte sich, und wir mußten schon genau hinhören, um ihn zu verstehen.

Anschließend filterten wir seine Aussagen. Wenn die Angaben stimmten, dann hatte er denselben Henker gesehen wie ich in der Tiefgarage. Es war unmöglich, daß er sich so etwas einfach nur

ausgedacht hatte. Diese Phantasie traute ich ihm nicht zu. Außerdem gab es den Henker schließlich.

»Und angegriffen hat er sie nicht?« fragte ich ihn.

»Nein, er zeigte mir nur seine Axt.«

»Vielleicht wollte er Bäume fällen«, meinte seine Mutter und begann zu lachen.

Sie erntete von Emmet Long dafür einen strafenden Blick, während Curry tue Hände zusammenlegte und sie so zwischen seine Knie steckte, wie ein kleiner Junge, der sich fürchtet.

»Wo ist er denn hingelaufen?« fragte ich.

»In den Wald.«

»Können Sie uns die Stelle zeigen?«

Seine Unterlippe schob sich vor, als er uns anschaute. »Ja, da kann man hinfahren.«

»Auch mit einem normalen Auto?« wollte Suko wissen.

Curry nickte. »Es ist ein Waldweg. Sogar ziemlich trocken, es hat lange nicht geregnet.« Ich blickte den Polizisten an.

Emmet Long hob die fleischigen Schultern. »Ich habe nichts dagegen, Sir. Wir können fahren. Allerdings lasse ich die Station nicht gern allein. Es könnte wieder eine Fahndung anlaufen, und da muß man auf der Hut sein.«

»Gut gesagt, Mr. Long. Sie haben übrigens prächtig reagiert. Ich wollte, es wären alle Polizisten so wie Sie.« Als ich dieses Lob aussprach, bekam er einen roten Kopf.

Currys Mutter begann zu lachen. Einen Kommentar zu meinen Worten gab sie nicht.

Mit Long kam ich überein, wieder zurückzugehen und den Wagen zu holen. Es war ja nicht weit.

Abermals wurde der Dorfsheriff begrüßt. Wiederum sonnte er sich in dem Gefühl, ein toller Hecht zu sein.

Es war dunkler geworden. Längst hatte sich die blasse Herbstsonne

verzogen. Die Abendkühle zog herauf, mit ihr wurde der Nebel stärker, was mir überhaupt nicht gefiel. Ich hatte keine große Lust, in einer unbekannten Gegend durch den Nebel zu laufen und mich auf die Suche nach einem Killer zu begeben.

Der schwarze Henker war schon gruselig genug, da konnte ich auf Gruselwetter liebend gern verzichten. Aber man kann es sich nicht aussuchen. Ich verabschiedete mich von Emmet Long, lobte ihn noch einmal und fuhr den Weg wieder zurück.

Suko stand mit Curry draußen, während dessen Mutter aus einem Fenster schaute.

Daß Curry nicht mit uns im Bentley fahren sollte, erkannte ich an dem alten Fahrrad, das er festhielt. Suko erklärte es mir, als er sich auf den Beifahrersitz warf. »Er nimmt das Rad und fährt vor.«

»Dann dauert es noch länger.«

»Was willst du machen, John. Wir sind hier nicht in London, sondern auf dem Land.«

»Ja, das merke ich.«

Curry strampelte los und legte sich scharf in die Pedalen. Schon bald hatten wir den Ort hinter uns gelassen und fuhren in das Waldgebiet des Ashdown Forest.

Ich hatte die Scheinwerfer eingeschaltet. In ihren gelben Lichtbahnen wallten die grauen Schleier wie gespenstische Kreisel. Sie begleiteten uns auf dem Weg durch die Felder und auch in den Wald hinein, der mir vorkam wie eine unendliche, dichte, dunkle Mauer.

Der Weg wurde schmaler, aber wir schafften ihn. Er war von den Rädern der Zugmaschinen ausgefahren worden. Sie hatten ihre Profile tief in die weiche Erde gedrückt.

Manchmal kratzten Zweige über das Dach, wenn die Bäume zu nahe am Weg standen.

Immer fielen Blätter. Auf dem Boden lag bereits ein bunter

Teppich. Es war feucht geworden. Wenn ich bremste, mußte ich mich vorsehen. Und Curry strampelte sich ab. Jede Bodenwelle bekam er mit. Dann hüpfte er in seinem Sattel, fiel wieder zurück, stand erneut auf und legte sich abermals in die Pedale.

Daß wir uns auf dem richtigen Weg befanden, sah ich an den Holzstapeln, die rechts und links am Waldrand aufgeschichtet waren. Es war frisch geschlagenes Holz. Curry hatte noch eine Menge zu tun, wenn er es abtransportieren wollte.

Nachdem wir etwa zehn Minuten durch den dichten Wald gefahren waren, wurde es besser.

Wir erreichten eine kleine Lichtung. Abgegrenzt wurde sie von den frisch aufgeschichteten Holzstapeln. Der Boden war weich und nachgiebig. Als wir ausstiegen, sah ich, daß er voller brauner Nadeln lag. Curry hatte seinen Drahtesel an einen Stapel gelehnt. Er kam uns entgegen und schaute an Suko vorbei. »Da habe ich ihn gesehen«, erklärte er.

Wir drehten uns um. Zwischen zwei Büschen befand sich ein so großer Zwischenraum, daß ein Mensch bequem hindurchgehen konnte. Es störte nicht einmal das Unterholz, das war sowieso zertreten worden. In der Nähe lagen noch die Geräte der Waldarbeiter. Werkzeuge, die man brauchte. Auch zwei Äxte sah ich.

Noch hatten wir Tag, und im Restlicht, das durch die blattlosen Kronen der Bäume fiel, schaute ich mir die Umgebung genau an. Eigentlich hatte es keinen Sinn mehr, nach Spuren zu suchen, ich aber wollte nichts unversucht lassen. Ein negatives Ergebnis. Schulterzuckend kehrte ich zu Suko und Curry zurück.

»Da finden Sie nichts mehr, Sir«, sagte der Waldarbeiter.

»Aber Sie haben ihn genau gesehen?«

»Ja.«

»Und wie war das? Er ist doch weggelaufen, oder irre ich mich

da?«

»Nein, Sir, der ist verschwunden. Urplötzlich machte er kehrt und rannte davon.«

»Wo war das genau?«

»Da wo er auch hergekommen ist. Er lief schräg in den Wald hinein. Einfach weg.«

Ich runzelte die Stirn und dachte ein paar Sekunden nach. »Wo kommt man denn da hin, wenn man den Weg nimmt?«

»In den Wald, Sir!«

Die Antwort hätte mir auch einer geben können, der seine Hose mit der Kneifzange anzog. »Das kann ich mir denken, aber gibt es ein Ziel, wenn ich in diese Richtung weiterlaufe?«

»Eigentlich nicht, Sir.«

»Was heißt eigentlich?« wollte Suko wissen.

»Na ja, Sir, ein Ziel ist es nicht direkt. Aber Sie kommen dann irgendwann zu dem Teich.«

»Einem Fischteich?«

Curry lachte glucksend und schüttelte den Kopf, auf dem das rotblonde Haar wie Wildwachs wuchs. »Kein Fischteich, obwohl sicherlich Fische darin leben. Aber wichtiger ist die Insel im See oder Teich. Da steht ein altes Wasserschloß.«

»Das noch erhalten ist?«

Curry schaute Suko an.

»Auf keinen Fall, dafür ist es viel zu alt. Nein, erhalten ist das Ding nicht mehr. Die Zeiten haben schwer an ihm genagt, ein Teil ist eingestürzt. Leben kann da niemand mehr.«

»Aber sich verstecken?«

»Ja, Sir.«

Suko nickte mir zu. »Sollen wir uns das komische Schloß mal aus der Nähe anschauen?«

Ich hatte nichts dagegen und erkundigte mich bei Curry, wie weit

wir zu laufen hätten.

»Das kommt ganz darauf an, wie schnell Sie sind. Aber eine halbe Stunde brauchen Sie schon. Sie müssen ja quer durch den Wald gehen, wissen Sie.«

»Dies ist uns klar.« Ich hatte auch keine weiteren Fragen mehr an Curry. Dabei überlegte ich, ob er uns begleiten sollte, kam jedoch von dem Gedanken ab und fragte statt dessen: »Komme ich denn mit dem Wagen nicht bis an den Teich.«

»Doch.«

»Warum sagen Sie das denn nicht gleich?«

Er schaute mir erstaunt und aus großen Augen ins Gesicht. »Sie haben mich ja nicht danach gefragt.«

O Himmel, war der Knabe naiv. Es wurde Zeit, daß er von seiner Mutter wegkam, aber das war nicht mein Problem.

»Außerdem ist es ein Umweg, wenn Sie mit dem Auto fahren.«

»Brauchen wir denn länger?«

»Weiß ich nicht.«

Ich deutete auf den Silbergrauen. »Okay, Suko, wir nehmen den Wagen. Und Sie, Curry, erklären uns den Weg, wenn wir uns trennen, denn zuerst müssen wir sicherlich zurück.«

»Klar.«

Suko und ich stiegen ein. Eigentlich hätten wir uns die Fahrt in den Wald sparen können. Manchmal ist es auch wie verhext. Da gelangt man leider erst auf Umwegen an sein Ziel. Obwohl noch längst nicht klar war, daß sich der schwarze Henker auf dieser Insel und dem Schloß befand...

Das Wasser lag in einer nahezu gespenstisch anmutenden Stille unter dem grauen Dunst. Es schien leicht vor sich hin zu kochen, so jedenfalls sah es aus, als die Schwaden träge über die Oberfläche glitten. Vom Ufer aus, war die Insel mit dem Burggemäuer nur

schwach zu sehen. Der Dunst hielt den Bau umhüllt wie ein großes Paket aus grauer Watte. Geräusche waren kaum noch zu hören. Selbst das Krächzen der schwarzen Vögel klang irgendwie dünn und verloren, der Nebel schluckte alles. Die Zweige der Trauerweiden schienen sich noch tiefer dem Wasser entgegenzubeugen und verschwanden zum Teil wie lange, dünne Arme.

Eine unheimliche, beklemmende Stimmung lag über dem See und auch dem alten Schloß. Die Insel verfiel in eine Lethargie des Schweigens, sie steckte auch die Umgebung mit an, und die Natur geriet in den langsamen Tod, um erst im Frühling wieder zu erwachen. Hier und da raschelte es, wenn das Schilf gegeneinanderschabte. Der Wind oder kleine Wellen, die ans Ufer liefen, verursachten die Geräusche.

Manchmal wechselten auch die Vögel ihre Standplätze, lösten sich von den Zweigen oder Ästen, um andere anzufliegen, die sie mit ein paar schnellen Schlägen ihrer Flügel erreichten.

Es schien eine ruhige Gegend zu sein. Eine Gegend ohne Überraschungen.

Wo ein schmaler Weg in den Wald hineinführte, um im Dunkel der dichtstehenden Bäume zu verschwinden, bewegte sich plötzlich das Unterholz. Daran trug nicht der Wind schuld, da lauerte jemand!

Ein Zucken des Unterholzes, ein Beugen der braun gewordenen Farne, dann schälte sich ein unheimliches Wesen hervor.

Der schwarze Henker!

Er war es, der dort gelauert hatte. Nur er. Minutenlang hatte er sich versteckt gehalten und durch die Augenschlitze seiner Kapuze alles beobachtet, bis er sicher sein konnte, daß er von keinem gesehen oder entdeckt wurde.

Dann erst verließ er seinen Platz.

Auf dem Wasser und am Ufer war der Dunst besonders dicht. Hier bildete er schon einen regelrechten Nebel, in den der Henker

eintauchte wie ein großer schwarzer Schatten.

Das Grau des Nebels verschluckte ihn, die gewaltigen Wolken wallten um ihn herum, und als er ging, da sah es so aus, als wollte er sie teilen. Das Beil hielt er in der rechten Hand. Er hatte den Arm am Körper herabhängen. Bei jedem Schritt bewegte er sich rhythmisch, und manchmal blitzte die halbrunde, mörderische Klinge. Erschreckt lösten sich einige Vögel von den Ästen, als sie die unheimliche Gestalt sahen, die jetzt das Ufer erreicht hatte und für einen Moment stehenblieb.

Wie eine Statue stand der Henker da. Sein Blick war nach vorn gerichtet, die kalten Augen bohrten sich in den grauen Nebel hinein, er schaute zum Schloß hin und entdeckte die Mauern nur als dunkle, gewaltige Schatten.

Jahrelang schon war das Schloß nicht mehr bewohnt gewesen, doch der Henker wußte es besser.

Er hatte einen Auftrag bekommen. Von Wikka, der Oberhexe. Sie wollte diese Insel zu einem Festplatz des Teufels machen. Das Stück Land sollte ihr gehören, dort hatte sie den Teufel beschworen, doch nun waren Menschen gekommen, die ihr den Platz streitig machen wollten. Das konnte Wikka auf keinen Fall zulassen. Deshalb hatte sie sofort die Konsequenzen gezogen und dem schwarzen Henker Bescheid gegeben. Er wußte, was er zu tun hatte...

Ein Ruck ging durch seine Gestalt. Unter der Kutte bewegte er sich, das lange Gewand warf Falten, die aufeinander zuliefen, und den Henker hielt nichts mehr an seinem Platz.

Er wollte zur Insel.

Seine Füße knickten das harte Schilf, als er das Wasser betrat. Obwohl es ziemlich kalt war, machte es dem Henker nichts aus. Er trat in den kleinen See, ging weiter geradeaus, verschmolz mit der grauen Nebelsuppe und war wie ein wandernder Schatten, von dem schließlich nur die Schultern und der Kopf aus dem Wasser schauten,

so daß es wirkte, als würden sie auf der Oberfläche schwimmen und keinen Kontakt mehr zum Boden haben.

Schritt für Schritt näherte er sich der Insel. Beim Gehen wühlte er kleine Wellen auf, die er vor sich herschob und die dann an seiner Gestalt vorbeiliefen, wobei sie hinter ihm ein sich öffnendes Dreieck bildeten. An der tiefsten Stelle reichte ihm das Wasser bis zu den Schultern. Blätter klebten an seiner nassen Kleidung fest, als er allmählich das andere Ufer erreichte und sich aus dem Wasser schob. Wieder wirkte es drohend und gespenstisch, als er das kühle Naß verließ.

Er zerstörte das Schilf, das ihn hindern wollte, ging ein paar Schritte und blieb plötzlich stehen, denn er hatte etwas entdeckt. Das Boot.

Es war auf das Ufer gezogen worden und lag mit dem Kiel nach oben. Unter der Kapuze drang ein dumpf klingendes Lachen hervor, denn der Henker hatte sich sehr schnell entschlossen.

Er brauchte für sein Vorhaben nicht einmal viel Kraft, hob kurz den rechten Arm und ließ die Mörderklinge nach unten sausen. Ein Schlag reichte. Das Holz des Kiels brach weg, als bestünde es aus Papier.

Der schwarze Henker war noch nicht zufrieden. Er packte zu und schleifte das Boot durch das hoch wachsende Schilf, bevor es Kontakt mit dem Wasser bekam, das durch die geschlagene Öffnung augenblicklich in das Bootsinnere gurgelte.

Das war geschafft!

Der Henker richtete sich auf.

Sieben junge Menschen sollten sich auf der Insel aufhalten, so hatte ihm Wikka gesagt.

Er aber wollte dafür sorgen, daß es bald keine mehr waren, denn seine Axt brauchte Blut...

Das Teewasser kochte, und die ersten Beutel waren in die große Kanne geworfen worden. Schon wenig später zog allen ein bekannter Duft in die Nase. Die Freunde freuten sich auf den ersten großen Schluck, der den Körper von innen durchwärmte. Sie hatten alles vorbereitet. Nicht nur das Teewasser dampfte, auch das Lagerfeuer brannte. Feuerholz hatten sie genug zusammengetragen.

Oliver Roos, der Spaßvogel aus der Gruppe, hatte nicht nur die flottesten Sprüche auf Lager, er wußte aus seiner nicht weit zurückliegenden Pfadfinderzeit sehr genau, wie man die einzelnen Holzstücke zusammenlegte, damit die Flammen nicht auseinanderfächerten. Das Feuer gab einen zuckenden Schein ab, der Schatten produzierte, die dann wie lange, tanzende Arme über das Mauerwerk der alten Burg zuckten.

Es war dunkel geworden. Kein grauer Streifen bedeckte mehr den Himmel, jetzt sah er aus wie eine schwarze Fläche. Die Nebelschwaden stiegen auf dem nahen Wasser in die Höhe, und der Wind trieb sie wie gedrehte, lange Spiralen und wolkenähnliche Gebilde auf das Feuer zu, wo sie im nahen Bereich der Flammen zerfaserten und sich schließlich auflösten.

Die Gruppe der jungen Leute aus Deutschland hatte Horror-Ferien machen wollen. Nun bekamen sie die geboten. Und das noch kostenlos. Sie hatten sich um das Lagerfeuer gehockt, wärmten ihre Hände an den heißen Teebechern und starrten in die Flammen, ohne auch nur ein Wort zu sagen.

Jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach, nahm die unheimlich wirkende Umgebung in sich auf, und besonders fühlte sich Anke Witte davon negativ angesprochen. Sie hatte auf dem ganzen Körper eine Gänsehaut, die einfach nicht weichen wollte. Das Mädchen hatte sich nach rechts gelehnt und berührte mit der Hand den Arm des neben ihm sitzenden Heinz Anson. Bei ihm suchte Anke Schutz. Heinz unterbrach auch das Schweigen. »Ist so still, wenn niemand

etwas sagt!«

»Kleine Denkpause«, entgegnete Jürgen Fleischberger, nahm ein Stück Holz auf und warf es in die Flammen, die sofort ein wenig höher loderten.

»Oder habt ihr Angst?«

Die Frage war provozierend gestellt worden. Heinz Anson sah sofort die Blicke der Freunde auf sich gerichtet. Er grinste breit.

»Was starrt ihr mich so an? Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein, eigentlich nicht«, gab Wolfgang C. Bischoff zu.

»Na bitte.« Heinz klopfte eine Zigarette aus dem Päckchen und steckte den Glimmstengel zwischen die Lippen. »Auf jeden Fall habe ich keine Lust, den Abend über nur am Lagerfeuer zu hocken und in die Flammen zu stieren.«

»Was willst du denn?« erkundigte sich Walter Lih.

»Einiges erleben. Schließlich befinden wir uns auf einer Gruseltour.«

»Das sehe ich ein. Und wie willst du das anstellen?«

Heinz zündete sich die Zigarette mit einem glühenden Holzsplit an.

»Ganz einfach«, erklärte er. »Vor unserer Nase liegt dieses alte Gemäuer, und das möchte ich mir anschauen.«

Anke, seine Freundin, erschrak. »Du willst da bei Dunkelheit durchgehen?«

»Ja.«

»Aber das ist gefährlich.«

»Ach wo.« Heinz winkte ab. »Wenn ich zu Hause über die Straße laufe, ist das viel gefährlicher. Außerdem nehme ich eine Taschenlampe mit und werde die komischen Geister schon vertreiben, wenn sie sich blicken lassen, darauf kannst du dich verlassen.«

Anke schüttelte den Kopf. »Also, ich weiß nicht so recht«, erklärte

sie.

»Mich kriegt da keiner mehr rein. Auch du solltest es dir überlegen, Heinz.«

Ansion stand auf. »Wer geht mit?« fragte er und beugte seinen Kopf ein wenig vor, als er in die Runde schaute. Im Widerschein des Feuers wurde sein Gesicht rötlich angemalt, und es sah seltsam fremd aus, wie auch die Gesichter seiner Freunde, die zum Teil hinter den Flammen nur mehr als Flecken zu erkennen waren.

Niemand traf Anstalten, sich zu erheben, und Heinz Ansion zeigte sich enttäuscht.

»Alles Feiglinge hier, aber eine Horror-Tour machen wollen! Das habe ich gerne.«

»Wir haben ja später dazu noch Zeit«, meldete sich schließlich Jürgen Fleischberger. »Erst einmal möchten wir uns ein wenig ausruhen. Außerdem haben wir Urlaub.«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Im Urlaub will ich mich nicht hetzen lassen, Freunde, das ist es. Ich schaue mir die Burg schon an.«

Heinz Ansion verzog die Lippen und hakte seine beiden Daumen hinter den Gürtel der Hose. Dabei ging er einen Schritt zurück. »Ihr habt nur alle Angst, das ist es.«

»Meinetwegen«, gab Jürgen ihn um des lieben Friedens willen recht.

»Wir haben Angst.«

»Heinz, bleib doch auch hier.« Anke Witte versuchte ebenfalls einzulenken. »Weshalb stellst du dich gegen uns?«

»Ich kann tun und lassen, was ich will«, behauptete Ansion. »Außerdem störe und behindere ich niemand damit. Ich bin schließlich ein freier Mensch und lebe nicht in einer Kolchose.«

Sie kannten ihn alle. Heinz Ansion stellte sich immer ein wenig abseits. Wenn es allerdings darauf ankam, hielt er natürlich zu ihnen.

Sein Entschluß, dem alten Gemäuer einen Besuch abzustatten, wankte bereits, als Heinz sah, daß Walter Lieh hinter sich griff und seine Gitarre hervorholte.

»Auch das noch!« stöhnte er. »Lieder zur Klampfe oder so. Nee, Freunde, so kann man mich vertreiben.«

»Kannst du nicht auch mal tolerant sein?« erkundigte sich Wolfgang C. Bischoff, und Volker Jungbluth, der neben ihm saß, nickte bestätigend.

»Das hat mit Toleranz nichts zu tun, wenn ich mal einen Blick in das Gemäuer werfen will«, verteidigte sich Heinz.

»Okay, geh schon.«

Bevor sich Ansion in Bewegung setzte, warf er noch einen Blick auf Anke Witte. Sie hielt den Kopf gesenkt und starrte in die Flammen. Wenn sie so dasaß, wußte Heinz, daß sie sich ärgerte und schwer sauer war.

Fast abrupt machte er kehrt, drehte den anderen den Rücken zu und steuerte das Gemäuer an.

Die alte Burg machte in der Dunkelheit einen unheimlichen Eindruck. Hinzu kam auf den Mauern das Wechselspiel zwischen rötlichem Licht und dunklen Schatten. Es sah aus, als würden Gespenster aus den Steinen steigen.

Davon ließ sich Heinz Ansion allerdings nicht abschrecken. Als Feigling hatte er noch nie gegolten. Wenn es irgend etwas zu erledigen gab, war er das Problem immer direkt angegangen. Ihn kümmerte auch nicht die Entdeckung seiner Freundin Anke. Nach wie vor glaubte er, daß Anke sich diese Gestalt mit den beiden Schlangen am Kopf nur eingebildet hatte.

Bevor er die alte Burg betrat, drehte er sich noch einmal um. Restlicht des Lagerfeuers erreicht ihn und ließ seine Gestalt seltsam zerfließend erscheinen.

Nur Anke hatte sich umgewandt, um ihrem Freund nachzuschauen.

Den rechten Arm hatte sie halb erhoben, als wollte sie ihm einen letzten Gruß nachsenden.

Heinz grinste, drehte sich um und tauchte in das Gemäuer ein. Bereits nach wenigen Schritten blieb das etwas traurig klingende Gitarrenspiel des Walter Lieh hinter ihm zurück.

Jetzt hielt ihn das Gemäuer umfassen.

Es war so dunkel, daß er sich ohne eine Taschenlampe nicht mehr zurecht fand. Die Gefahr, gegen ein Hindernis zu laufen, war einfach zu groß, deshalb schaltete Heinz die Lampe auch ein und folgte mit seinen Blicken dem armdicken Strahl, der einen hellen Tunnel in die Finsternis des Raumes schnitt.

Er drehte sich.

Bleich huschte der Strahl über die mit Spinnweben und Schmutz beklebten Innenwände. Es war kalt im zerstörten Schloß. Durch die offenen Fensteröffnungen wehte der Wind. Er brachte auch den Nebel mit, dessen Schwaden sich in das Innere rollten, träge in Nähe der Fensteröffnungen blieben, bevor sie allmählich nach unten glitten und wie Dampf den einsamen jungen Mann umwallten.

Heinz Ansion befand sich inmitten dieser seltsamen Horror-Atmosphäre aus Nebel, Dunkelheit und dem künstlichen Licht seiner eingeschalteten Taschenlampe.

Er fühlte sich wohl.

Zwar hatt er nicht zu denen gehört, die die Horror-Tour empfahlen, aber er hatte sofort zugestimmt, weil er es mochte, sich im Hauch einer Gefahr zu bewegen, wenn er sich diese momentan auch nur einbildete. Er überlegte, was er machen würde, wenn aus den Mauern plötzlich geisterhafte Gestalten kriechen würden, um ihn einzufangen. Oder bleiche, blutsaugende Vampire, die sich ihn und seine Freunde als Opfer aussuchten.

Heinz sah gern Gruselfilme. Diesen Schauer hier erlebte er echt, da brauchte er sich nicht von Szenen auf der Kinoleinwand faszinieren

zu lassen.

Er hatte jetzt die Stelle erreicht, wo er mit Anke Witte zusammengetroffen war. Vom Feuer her hörte er ein lautes Lachen. Wahrscheinlich hatte Oliver Roos wieder einen seiner berühmtberüchtigten Scherze losgelassen. Die Freunde lachten, und Heinz schlüpfte durch den Bogen in den Raum der alten Burg, wo zahlreiche Gänge abzweigten und auch eine Wendeltreppe in die Höhle führte.

Da mußte Anke die seltsame Frau gesehen haben. Obwohl Heinz es immer abgestritten hatte, war er sich längst nicht so sicher, wie er vor den anderen tat.

Vielleicht hatte Anke tatsächlich etwas gesehen. Er wollte auf jeden Fall nachschauen.

Der Wind hatte die abgefallenen Blätter auch in diesen Raum hineingeweht. In einer Ecke waren sie dann liegengeblieben und bildeten dort einen Laubhaufen.

Heinz Ansion ging weiter. Diesmal zögernder, denn ab und zu erwischte er mit dem hellen Lampenstrahl einen der düsteren Eingänge. Sie kamen ihm vor wie das weitverzweigte Tunnelsystem eines Labyrinths, dessen Gänge ausgerechnet dort zusammenliefen, wo sich Heinz Ansion befand.

Komisch wurde ihm schon, als er in die Schächte hineinleuchtete. Trotz allem interessierte ihn, wohin sie führten. Vielleicht zu irgendwelchen Kellern oder Verliesen, denn er glaubte zu sehen, daß der Boden hinter den Öffnungen leicht abschüssig war.

Heinz ging ein wenig näher heran. Jetzt hätte er gern eine Halogenleuchte gehabt, um die nähere Umgebung richtig ausleuchten zu können. Leider mußte er darauf verzichten.

Als es vor ihm raschelte, erschrak er selbst. Dabei war er nur mit der Fußspitze in einen Blatthaufen getreten. Seine Reaktion bewies ihm allerdings, wie nervös er war.

In einen der Gänge hineinzugehen, traute er sich nicht. Da wollte er doch lieber die anderen holen. Heinz grinste erfreut, als er daran dachte. Die Idee war nicht schlecht. Er konnte den Freunden Bescheid sagen, dann würde es schon ein tolles Abenteuer geben, wenn sie das Schloß durchforsteten.

Er drehte sich wieder. Auch der Lampenstrahl wanderte mit und erreichte den Punkt, wo die nach oben führende Treppe begann. Sie war natürlich auch interessant. Hatte Anke nicht dort diese Frau getroffen?

Heinz ging hin. Die Treppe führte in einen kleinen Turm oder Söller. Als er seinen Kopf schräg legte und die Stufen hinaufschaute, da merkte er den kühlen Windzug, der über seine Gesichtshaut strich. Demnach mußte sich am Ende der Treppe noch eine Öffnung befinden. Wahrscheinlich ein Fenster. Heinz Ansion setzte den rechten Fuß vor. Die alte Stufe war ausgetreten. Sie besaßen in der Mitte regelrechte kleine Wannen, in die er seinen Fuß setzte.

Drei, vier Stufen ließ er hinter sich.

Dann wurde es eng. Die Kurve begann.

Zuerst schickte Heinz den Strahl seiner Lampe auf die Reise. Danach kam er selbst.

Einen Herzschlag später vereiste er vor Schreck.

Vor ihm lauerte eine grauenhafte Gestalt.

Der Henker!

In den folgenden Augenblicken konnte Heinz Ansion seine Überraschung und sein Entsetzen nicht überwinden. Er war einfach unfähig, sich zu rühren. Wie festgewachsen stand er auf der Stufe und starrte auf die ganz in Schwarz gekleidete Gestalt mit der ebenfalls schwarzen Kapuze, die nur zwei Schlitz für die erbarmungslosen Augen freiließ, mit denen der Unheimliche den jungen Mann fixierte. Er hatte die Lampe zufällig so gehalten, daß ihr Lichtkegel die

Kapuze in der unteren Hälfte traf und dort einen hellen Kreis malte. Das Licht traf allerdings nicht nur die Kapuze, sondern auch einen Gegenstand, den der schwarze Henker in der Hand seines angewinkelten Arms trug. Es war das Beil!

Die blanke Klinge reflektierte das Licht, sie blendete Heinz sogar für einen Moment, er schloß die Augen, riß sie wieder auf, und als er auf das Beil schauen wollte, da war es verschwunden.

Der Henker hatte die Hand erhoben. Jetzt schwebte sie über dem Kopf und mit ihr auch das Beil.

Gleichzeitig vernahm Heinz das hohe, hechelnde Geräusch, das ihn an ein Kichern erinnerte.

Der lächelnde Henker!

Jetzt war er da, und er schlug zu.

Gewaltig sauste das Beil nach unten. Sein Schatten malte sich an der rauhen Wand übergroß ab, so daß Heinz Anstien sehen konnte, was ihm bevorstand.

Nur für einen winzigen Augenblick befand sich das Beil in Bewegung. Dann traf es sein Ziel.

Heinz Anstien starb, und er wußte nicht, warum. Er hörte den Aufprall nicht mehr, er war sofort tot, und sein Torso kippte, wie auch der Kopf, die Stufen der Treppe hinab.

Oben aber stand der Henker.

Die blutverschmierte Axt hielt er umklammert, und unter seiner Kapuze war wieder das widerliche schrille Kichern zu hören. Er hatte sein erstes Opfer!

Walter Lieh spielte auf seiner Gitarre. Die Finger glitten über die Saiten und entlockten ihr schwermütige, manchmal bedrückend klingende Klänge.

»Was ist das für ein Lied?« fragte Volker Jungbluth.

Walter hob den Kopf, ohne sein Spiel zu unterbrechen. »Es ist ein

altes irisches Volkslied«, erklärte er.

»Kennst du auch den Text?« wollte Wolfgang C. Bischoff wissen.

»Nein, nur teilweise.«

»Erzähle doch mal«, forderte Anke den Jungen auf.

Walter schob wieder seine Brille zurecht. »Ist eigentlich nichts Besonderes. Die Geschichte eines Mädchens, das unsterblich in einen Schäfer verliebt ist.«

»Kriegen sich die beiden denn?« wollte Anke wissen.

»Leider nein, denn die Mutter des Mädchens ist eine Hexe. Sie belegt den Schäfer mit ihrem Bann, so daß er zu einer Steinfigur wird. Sie soll jetzt noch in der Nähe von Shannon zu besichtigen sein. Das ist eigentlich alles.«

»Aber du hast die Figur noch nicht gesehen?« fragte Volker Jungbluth.

»Nee, bis Irland bin ich nie gekommen. Dafür war ich schon auf Mallorca.«

Alle lachten nach dieser Antwort.

Dann war Oliver Roos an der Reihe, als das Gitarrenspiel verstummte. Der junge Mann lehnte sich zurück und verschränkte seine Hände hinter dem Nacken. »Wißt ihr eigentlich, was sexy ist?«

»Also du bist es bestimmt nicht«, sagte Jürgen, während die anderen keine Antwort parat hatten.

»Okay, Freunde, dann will ich es euch sagen. Sexy, das ist elfi minus fünf.«

Nur Volker Jungbluth lachte. Die anderen beugten sich zur Seite, verzogen die Gesichter und jaulten wie Hunde, während Oliver sich an Jürgen Fleischberger wandte und sich erkundigte, was Marlon Brando denn dazu gemeint hätte.

Jürgen wurde mit seinem Marlon-Brando-Tick immer ein wenig aufgezo-gen. Das ärgerte ihn, und so erwiderte er: »Marlon hätte euch schon gezeigt, wie sexy er ist.«

Ein Lachsturm der anderen schallte durch den Nebel und wurde von ihm verschluckt.

Die jungen Leute hatten kaum bemerkt, daß der Nebel inzwischen zugenommen hatte und dichter geworden war. Als hätte jemand dicke, graue Tücher aufgespannt, so lag er auf und über der kleinen Insel und begrub mit seiner Feuchtigkeit alles unter sich.

Da vor den Jugendlichen und jungen Erwachsenen das Feuer loderte, merkten sie kaum etwas von der Kühle, die ihren Ring immer dichter zog, aber sie stellten doch fest, daß einer weiterhin fehlte. Wolfgang C. Bischoff sagte plötzlich: »Heinz ist noch immer verschwunden?«

»Vielleicht hat ihn ein Vampir geholt?« lachte Oliver und richtete sich wieder auf.

Er fing sich einen strafenden Blick von Anke Witte ein. »Damit treibt man keine Scherze.«

»Wieso? Gibt es denn Vampire?« Roos schaute in die Runde. »Ich sehe keine, oder habt ihr euch inzwischen zu Blutsaugern verwandelt, ohne daß ich es bemerkt habe?«

»Er bleibt tatsächlich lange weg«, stellte Volker Jungbluth fest und schaute auf seine Uhr.

»Ob wir mal nachschauen?« fragte Jürgen Fleischberger. Als Anführer der Gruppe fühlte er sich auch verantwortlich.

»Das wäre nicht schlecht«, meinte der immer ruhig und besonnen wirkende Walter Lieh.

Als er die Worte gesprochen hatte, fühlten sich alle ein wenig unbehaglich in ihrer Haut. Keinem war das Gemäuer so recht geheuer, auch wenn sie es nicht zugeben wollten. Dieses teilweise zerstörte Schloß strahlte etwas Bedrohliches aus, etwas Gefährliches, und im über die Mauern laufenden Spiel der Schatten schienen die Steine ein eigenes Leben zu führen und lebendig zu werden.

Jürgen Fleischberger stand als erster auf. Zielstrebig näherte er sich dem düsteren Eingang.

»Warte, wir gehen mit!« rief Wolfgang.

Jürgen drehte sich um. »Das ist nicht nötig. Ich will ihn nur rufen!« Er legte seine Hände als Trichter rechts und links an die Mundwinkel, bevor er den Namen seines Freundes schrie.

Auch Anke schraubte sich in die Höhe. Ihr Herz klopfte plötzlich schneller, und sie hatte die Hände geballt. Um ihre Lippen zuckte es, die Augen waren ein wenig zusammengekniffen. Das Mädchen lauschte dem Klang der Stimme nach.

»Heiiinnnz...« hallte es aus dem Innern des Schlosses wider. »Komm zurück...«

Heinz Ansion kam nicht, und er antwortete auch nicht, obwohl er den Ruf gehört haben mußte.

Jürgen Fleischberger wurde ärgerlich. »Mach doch keinen Mist, Heinz. Komm endlich raus aus dem Loch.«

Ansion gab keine Antwort. Er schien überhaupt nicht da zu sein, die jungen Leute wurden still, und nur Anke Witte durchbrach mit ihren Worten die Ruhe.

»Da ist etwas passiert, fürchte ich.«

Jürgen hatte sie gehört, denn er kam zu den anderen zurück. »Mein Gott, was soll denn passiert sein?« Im Nebel wirkte seine Gestalt seltsam geisterhaft.

»Die Frau!« flüsterte Anke. »Ich habe doch die Frau mit den Schlangen gesehen.«

Jetzt lachte niemand mehr. Es war schon seltsam, daß sich Heinz nicht meldete. Und als einen Spaß sah dies ebenfalls keiner mehr an.

»Vielleicht ist er gestürzt«, vermutete Wolfgang C. Bischoff. »Wir sollten nachschauen.« Er wandte sich an die anderen. »Was meint ihr denn dazu?«

Nach einer Weile gab Oliver Roos die Antwort. »Wird wohl das

beste sein, wenn wir es gemeinsam machen.«

»Und du, Anke?« fragte Jürgen Fleischberger.

»Ich... ich...« Anke schluckte, hob die Schultern und wußte nichts zu erwidern. »Eigentlich habe ich Angst. Schließlich war ich schon einmal in diesem Bau.«

»Willst du am Feuer bleiben?«

»Allein?«

»Darauf liefes hinaus.«

»Nein, Jürgen, auf keinen Fall. Dann gehe ich mit euch. Bei euch fühle ich mich sicher.«

»Okay, tapferes Mädchen.« Jürgen schlug Anke auf die Schulter und nickte ihr zu. Dann wandte er sich an die übrigen Mitglieder seiner Gruppe. »Los, Freunde, wir wollen nicht hier festwachsen. Habt ihr eure Taschenlampen mit?«

»Klar.«

»Dann auf ihn mit Gebrüll.« Jürgen gab sich optimistisch, was er in Wirklichkeit nicht war. Aber er konnte vor den anderen Freunden schlecht sein Gesicht verlieren.

Als erster schritt er durch den Eingang. Anke Witte blieb in seiner Nähe, sie schritt dicht hinter ihm. Es folgten Walter Lieh, Volker Jungbluth, Oliver Roos, und den Schluß machte Wolfgang C. Bischoff. Keiner von ihnen sprach. Jeder machte sich seine Gedanken, und die waren nicht gerade optimistisch, wie man von den Gesichtern der jungen Leute ablesen konnte.

Jürgen Fleischberger war nicht tief in das Gemäuer hineingegangen, sondern nach zwei Schritten schon stehengeblieben. Jetzt erhellten sechs eingeschaltete Taschenlampen das Innere dieses ehemaligen Saals, und sofort wirkte die Umgebung nicht mehr so unheimlich wie in der Dunkelheit, obwohl Nebelschwaden durch die offenen Fenster krochen und sich allmählich dem Boden entgegenrollten. Zudem befand sich keiner allein in der alten Burg. Die Nähe der anderen

machte jedem einzelnen Mut.

»Ihr leuchtet jede Ecke aus«, erklärte Jürgen Fleischberger und teilte seine Freunde ein. Niemand widersprach.

Sternförmig gingen sie auseinander. Anke Witte blieb bei Jürgen. »Was glaubst du?« fragte sie und sprach so leise, daß kein anderer es verstehen konnte. »Ist ihm was passiert?«

»Willst du eine ehrliche Antwort?« Jürgen war stehengeblieben. Er leuchtete den Boden an und sah Fußspuren, die von Heinz stammen konnten.

»Ja, Jürgen, bitte...«

»Mittlerweile glaube ich auch, daß da einiges nicht mit rechten Dingen zugeht.«

»Ob er tot ist?« wisperte Anke. Ihre Stimme zitterte, die Augen waren angstvoll aufgerissen.

»Unsinn...«

»Aber ich meine...«

»He, da ist ja ein Durchgang«, rief Oliver Roos. »Los, Leute, kommt, vielleicht hat er sich in dem anderen Raum versteckt. Kann doch gut möglich sein.«

Die jungen Leute schoben sich weiter und erreichten den zweiten Raum, den Anke Witte kannte, denn hier begann auch die Wendeltreppe, auf der die seltsame Frau gestanden hatte.

»Mann!« rief Oliver laut, »schaut euch das mal an. Lauter Eingänge zu Stollen oder so...«

Sie leuchteten sofort mit ihren Lampen hin und zählten genau vier düstere Schacht-oder Gangöffnungen, die sternförmig abzweigten.

»Jetzt weiß ich genau, weshalb Heinz nicht geantwortet hat«, sagte Walter Lieh. »Der ist auf eine Erkundungstour gegangen.« Die anderen nickten beifällig.

»Das ist gefährlich!« rief Anke.

»Allein würde ich es nicht machen«, sagte Walter. »Aber du kennst

doch deinen Freund. Der ist der Typ, der sogar dem Teufel noch ins Auge spucken will.«

Jürgen Fleischberger ärgerte sich. Er hatte sich alles so gut vorgestellt und ausgemalt. Die Horror-Reise nach England sollte zu einer Gemeinschaftstour werden. Alle wollten mitmachen, keiner durfte sich ausschließen, und ausgerechnet jetzt drehte dieser verflixte Ansion durch.

Die fünf Jungen und das Mädchen standen wir verloren herum. Guter Rat war jetzt teuer. Keiner wußte so recht, wie es weitergehen sollte, und es wollte auch niemand die Entscheidung übernehmen. Bis sich Wolfgang C. Bischoff bückte und mit seiner Lampe in einen Schachteingang hineinleuchtete. Der Strahl durchschnitt wie ein scharfes Messer die Finsternis, aber er riß nur die feuchten Gangwände aus der Dunkelheit, ein Ziel traf er nicht, so daß er sich schließlich in der Schwärze verlor.

Wolfgang richtete sich wieder auf. Dabei sah er, daß es ihm die anderen nachgetan hatten, aber sie alle waren so erfolglos wie Wolfgang C. Bischoff.

Walter Lieh schimpfte sogar über die fetten Spinnen, die im Strahl seiner Lampe erschienen waren und blitzschnell davonhuschten, als sie von dem Licht getroffen wurden.

»Was jetzt?« Volker Jungbluth hob die Schultern. Er hatte die Frage gestellt und den anderen damit aus dem Herzen gesprochen. Niemand wußte, wie es weitergehen sollte.

Walter Lieh hatte dann die Idee. »Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte er und ließ seine Worte wirken, weil ihn die anderen so gespannt anschauten.

»Sag schon!« forderte Anke Witte.

»Heinz Ansion kann uns ganz schön gelempt haben. Er braucht nur in den Gang zu kriechen, ihn weiterzulaufen und kann ihn vielleicht an einer anderen Stelle verlassen, wodurch er ins Freie gelangt. Unter

Umständen sitzt er am Feuer und lacht sich ins Fäustchen. Schließlich kennen wir ja seine Tricks.«

»Mein Gott, Walter!« sagte Jürgen Fleischberger und zitierte damit den Titel eines ehemals so erfolgreichen Schlagers. »Du bist ja der große Durchblicker, bist du.«

»Ich habe auch heute meine Durchblickbrille auf. Und deren Gläser sagen mir, daß unser lieber Heinz am Feuer sitzt und wahrscheinlich schon die Bratwürste auspackt.«

»Genau«, meinte Oliver Ross. Damit war das Eis gebrochen und auch die Angst der jungen Leute.

Nur Anke blieb seltsam still und in sich gekehrt. Bis jetzt hatte Walter Lieh keine Beweise für seine Theorie erbracht, aber die wollte er beibringen, denn er wandte sich als erster um und verließ den kleinen Saal.

Die anderen folgten. Anke lief als letzte.

Sie befand sich mit Jürgen Fleischberger noch in dem Raum, als sie von nebenan Walters Stimme hörte.

»Mensch, Heinz, du alter Kinderschreck, da bist du ja. Himmel, hast du uns Nerven gekostet. Sind die Würste schon fertig?«

Jetzt drängten sich alle nach nebenan.

Walter hatte die Hand mit der Lampe erhoben und leuchtete Heinz Anson an, der an der Wand neben der Treppe lehnte und keine Antwort gab.

»Heinz...?« Als Walter den Namen ein zweites Mal rief, klang seine Stimme seltsam verzerrt.

Plötzlich wurde es wieder still.

Die Strahlen der Lampen richteten sich jetzt konzentriert auf den jungen Mann. Und jeder sah es.

Feine Blutstreifen, die aus einer Wunde am Hals liefen und über den unteren Teil rannen, bevor sie in der Kleidung versickerten. Anke Witte zitterte plötzlich so stark, daß ihre Zähne

aufeinanderschlugen und ein klapperndes Geräusch verursachten. Aber das Grauen sollte sich noch steigern. Auf einmal bewegte sich der Kopf ihres Freundes nach links, bekam das Übergewicht und fiel mit einem dumpfen Laut zu Boden, wobei er fast vor die Füße von Walter Lieh rollte...

Keiner sagte etwas, kaum jemand wagte zu atmen. Das Entsetzen nagelte die Freunde auf der Stelle fest.

Fünf Jungen und ein Mädchen erlebten das Grauen.

Zufällig hielt Walter Lieh seine Taschenlampe so, daß der Strahl genau auf das den Freunden zugewandte Gesicht des Heinz Ansion fiel. Es sah fürchterlich aus. Die Züge waren erstarrt. Deutlich zu erkennen das namenlose Grauen, das der junge Mann in den letzten Sekunden seines Lebens durchgemacht hatte.

Weit waren die Augen aufgerissen. Zwei leblos wirkende Körper in einem maskenhaften Gesicht, in dem die Haut einen grauen Ton angenommen hatte und aus dem jegliches Leben entwichen war. Das war kalter, bnitaler Terror!

Und Realität!

»Aaaahhhiiii!« Er war der grelle, nervtötende Schrei der Anke Witte, der die furchtbare Stille durchbrach und ebenso schaurig war wie der Anblick des Toten, dessen Körper jetzt ebenfalls keinen Halt mehr fand und zusammensackte.

Anke schrie und schrie...

Niemand hinderte sie daran. Jeder war mit sich selbst beschäftigt. Diese Sekunden zählten zu den furchtbarsten im Leben der jungen Freunde. Walter Lichs Lampenstrahl zitterte. Er konnte plötzlich seine Arme nicht mehr ruhig halten, denn der Schock kam über ihn wie ein gewaltiger Rausch. Sein Mund öffnete sich automatisch, die Augen wurden verdreht, die Finger krallten sich zusammen, und sein Stöhnen ging im Schreien der Anke Witte restlos unter.

Auch die anderen reagierten ähnlich. Oliver Roos weinte wie ein kleines Kind, Volker Jungbluth mußte sich übergeben, Wolfgang C. Bischoff wurde blaß wie eine Kinoleinwand, und Jürgen Fleischberger stammelte sinnlose Worte, die er selbst nicht verstand.

Jeder reagierte auf das Grauen anders, nur Anke Witte schrie so gellend, daß die Schreie von den leeren Wänden widerhallten und sich zu einem furiosen Echo vereinigten, das durch erneute Schreie immer mehr Klangfülle bekam.

Fünf Jungen und Mädchen erlebten das Entsetzen!

Und irgendwann - sie wußten selbst nicht, wie lange sie gestanden hatten, zudem war Ankes Schreien leiser geworden -, wurde ihnen klar, daß sie etwas unternehmen mußten.

Sie konnten hier nicht bleiben.

Als erster dachte Walter Lieh so. »Hör auf, verdammt, hör auf!« schrie er Anke Witte an. »Reiß dich zusammen!« Nahezu flehend schaute er das junge Mädchen an.

Anke verstummte tatsächlich. Ein schluchzendes Luftholen, das in einem erstickt klingenden Husten endete.

»Ist euch eigentlich klar, daß Heinz tot ist?« fragte Walter Lieh. »Ist euch das allen klargeworden?«

»Ja, ja, ja!« brüllte Oliver Roos. »Wir sehen ihn ja.«

»Das wollte ich nur wissen.« Walter holte tief Luft. »Aber wir haben seinen Mörder nicht gesehen, er ist nicht zu uns ans Lagerfeuer gekommen. Wißt ihr, was das bedeutet?«

Wie von unsichtbaren Bändern gezogen, hoben die anderen ihre Köpfe. Jürgen Fleischberger schaltete in diesen Augenblicken am schnellsten. Er sagte so laut, daß es auch die anderen hören konnten: »Wenn wir ihn nicht gesehen haben, kann das nur bedeuten, daß er sich noch in dieser verdamnten Burg herumtreibt!«

»So ist es!« erwiderte Walter Lieh.

»Nein, nein, bitte... das... nur das nicht.« Anke Witte war völlig

durcheinander und schüttelte den Kopf. »Walter, das darf doch nicht sein. Der Mörder, er...«

Sie verstummte, denn sie sah, daß die Freunde sie nicht mehr anschauten, sondern sich auf etwas anderes konzentrierten. Es war ein Geräusch.

Lachen, Kichern. Hämisch, gemein, triumphierend und höhnisch. Und es war hinter ihnen aufgeklungen.

Keiner traute sich, den Anfang zu machen. Aber sie mußten sich umdrehen.

Jürgen Fleischberger begann. Er wandte sich um und mit ihm auch die anderen.

Jeder von ihnen sah die schreckliche Gestalt mit dem Beil im offenen Durchgang zum Nebenraum. Als grauer Schatten hob sie sich vom Boden ab, und die Klinge der Waffe leuchtete fahl. Allen war klar. Raus kamen sie hier nicht mehr. Sie waren Gefangene dieses Unheimlichen.

Einen hatte sich der lächelnde Henker bereits geholt. Die anderen sechs würden folgen, denn seinem Beil entkam niemand...

Es wurde eine schlimme Fahrt für uns. Von den Straßenverhältnissen will ich mal absehen, da konnte man auf dem flachen Land nichts anderes verlangen, aber der verfluchte Nebel, der störte uns doch mehr als gewaltig.

Es war eine Schande, wie er sich verdichtet hatte und zusammen mit der Dunkelheit das Fahren zu einem selbstmörderischen Unternehmen gestaltete.

Was lange nicht mehr vorgekommen war, das mußten wir jetzt machen. Beide Seitenscheiben nach unten fahren lassen, damit wir wenigstens etwas sehen konnten.

Wir hatten uns den Weg von Curry, dem Waldarbeiter, noch einmal haargenau beschreiben lassen und hofften stark, daß wir ihn trotz des

dicken Nebels auch fanden.

Gutes Kartenmaterial liegt immer bei mir im Wagen. Suko hatte sich die Karte herausgesucht, wo auch das Gebiet des Ashdown Forest ziemlich genau eingezeichnet war.

Manchmal fuhr ich nur nach Gefühl. Dabei rechnete ich damit, plötzlich verwaschen wirkende Lichtkreise vor mir auftauchen zu sehen. Wenn ich die erst sah, war ein Zusammenstoß kaum noch zu vermeiden. Deshalb hupte ich hin und wieder. Die Töne des Signalhorns wurden schon sehr bald von der dicken Suppe verschluckt. Ich drückte uns allerdings die Daumen, daß irgenwelche entgegenkommende Fahrer ebenso reagierten wie ich.

Dann trat etwas ein, das kaum zu glauben war. Suko bemerkte es zuerst und stellte trocken fest: »John, der Nebel wird lichter.«

In der Tat lag er nicht mehr so dicht vor uns. Er lockerte ein wenig auf. Uns gelang es, bereits die Bäume und Sträucher zu entdecken, die zu beiden Seiten des Wegs wuchsen.

Die Sicht nach vorn wurde ebenfalls besser. 20 Yard konnten wir schon sehen.

Ich fuhr etwas schneller, gelangte an eine Wegkreuzung und bremste. Wir suchten ein Straßenschild. Das fanden wir auch. Links ging es nach Lindfield. Wir aber mußten in die andere Richtung, wie Suko mit einem vergleichenden Blick auf die Karte feststellte.

Also rum.

Der Bentley gehorchte willig. Ich hatte die Scheiben wieder hochfahren lassen, dafür arbeitete ich jetzt mit Wischer und Waschanlage, um das Glas einigermaßen sauber zu bekommen.

Wir mußten zwar noch immer höllisch achtgeben, dennoch war es kein Vergleich zum Anfang unserer Fahrt.

Jetzt kam uns auch einer entgegen. Eine Lampe nur. Sie wirkte im Nebel wie ein Ball, den jemand an den Seiten auseinandergerissen hat. So zerfasert und verschwommen.

Es war ein Motorradfahrer, der uns passierte. Wir hörten das Röhren des Motors. Er huschte dicht an uns vorbei und war wie ein verwehender Schatten verschwunden.

»Schau mal auf die Karte«, sprach ich Suko an. »Wie lange müßten wir noch rumkutschieren.«

Suko verglich und rechnete. »Wenn mich meine schwachen mathematischen Kenntnisse nicht getäuscht haben, dann liegen noch gut zwei Meilen vor uns, bis wir unser Ziel erreicht haben. Allerdings führt diese Straße hier nicht direkt an dem See vorbei. Wir müssen kurz zuvor noch einmal abbiegen.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Als was ist der Weg denn in deiner Karte eingezeichnet?«

»Da laß dich mal überraschen.«

Zunächst ließen wir uns vom Nebel überraschen, der auf einmal wieder dichter wurde. Abermals fluchten wir um die Wette, wieder konnten wir nur sehen, wenn wir die Scheiben nach unten fahren ließen. Suko wollte sogar aussteigen und vor dem Bentley herlaufen, als abermals das kleine Wunder geschah und die graue, wallende Suppe vor den beiden Scheinwerferstrahlen durchsichtiger wurde.

»Der Gott des Nebels hat ein Einsehen«, stöhnte Suko und ließ sich wieder im Sitz zurückfallen.

Ich dachte da pessimistischer. »Noch sind wir nicht am Ziel, Alter. Und das liegt am Wasser. Da wird die Suppe wieder dicht sein.«

»Du bist dir aber ziemlich sicher, den schwarzen Henker dort zu finden«, meinte mein Freund und Kollege. »Wenn du mich fragst, gehe ich den Fall mit mehr Skepsis an.«

»Wo sollte er sonst stecken?«

»Überall. Hier gibt es doch genügend Gegend.«

»Klar, aber nur eine alte Burg. Ein ideales Versteck für solch eine Bestie.«

Eine Weile schwiegen wir, bis Suko sagte: »Mich würde

tatsächlich interessieren, ob ich es hier mit dem echten schwarzen Henker zu tun habe. Denn so überzeugt bist du davon auch nicht, oder irre ich mich da?«

»Du irrst dich nicht.«

»Also nicht der schwarze Henker?«

»Verflixt, Suko, du nervst mich. Wenn er es nicht ist, muß es auf jeden Fall einer sein, der etwas gegen mich hat.«

»Wenn ich die Gegner aufzählen sollte, wäre ich morgen früh noch nicht damit fertig.«

Suko hatte zwar leicht übertrieben, aber irgendwie den Nagel schon auf den Kopf getroffen.

Diesmal sah ich die Abzweigung als erster. Eine Hecke, eigentlich nur ein grauer Schemen, trat plötzlich zurück und gab den Blick in eine kleine Einmündung frei.

Bisher waren wir zum Großteil auf geteerten, wenn auch engen Straßen gerollt. Nun mußten wir auf einem Feldweg weiterfahren, nicht mehr als ein landwirtschaftlicher Pfad, der für Trecker und Ackerfahrzeuge gedacht war. Aber der gute alte Bentley hatte schon die schlimmsten Pisten geschafft, er würde auch bei dieser nicht verzweifeln. Der Wagen ließ uns nicht im Stich. Treu und brav schaukelte er über den Weg. Die Bodenwellen nahm er sicher und glatt. Auch der Nebel ließ sich ertragen. Im Gegensatz zu unserer vorherigen Annahme wurde er in Richtung See oder Teich nicht dichter, sondern hielt sich zurück. Bäume säumten jetzt den schmalen Fahrweg. Ihre kahlen Äste wuchsen manchmal über dem Dach des Bentley zusammen, so daß es wirkte, als würden wir durch eine graue Röhre fahren.

Die Sicht hatte sich so gebessert, daß wir auf 50 Yard Entfernung etwas erkennen konnten. Als die Bäume zurücktraten, da mußten wir am Ziel sein.

Diese Annahme bestätigte sich schnell. Rechts von uns sahen wir

eine graue Fläche. Nicht nur durch den Nebel produziert, sondern auch durch einen Teil des Wassers.

Ich stoppte.

»Aussteigen und Boot fahren«, sagte Suko.

Vor dem Wagen trafen wir uns wieder. Der Atem dampfte vor unseren Lippen. Er vermischte sich mit der Nebelsuppe. Ich rieb mir die Hände. Es war kühl geworden.

Den Burberry hatte ich im Wagen gelassen. Sollte es zu einer Auseinandersetzung kommen, wollte ich mich nicht durch den Mantel behindern lassen.

Suko rieb sich die Augen.

»Kannst du dann besser sehen?« fragte ich ihn.

»Kaum, aber ich suche deinen Henker.«

»Soll ich ihn rufen?«

»Wäre doch mal was.« Der Inspektor war noch immer nicht überzeugt, die Bestie hier zu finden.

Ich entfernte mich von meinem Partner, ging einige Schritte zur Seite und blieb dann stehen, um über die graue Wasserfläche zu starren. Viel war wirklich nicht zu sehen. Die dicken Schwaden dampften über der Oberfläche. Sie bildeten Kreise und Spiralen, befanden sich in ständiger Bewegung, und mir gelang es nur sehr schwer, einen kompakten, düsteren Schatten auszumachen, der schemenhaft aus dem Nebel hervorstach. Das mußte die Insel sein, und auf ihr stand ja das unheimliche Gemäuer, die verfallene Burg.

Hielt sich der Henker dort versteckt?

Ich konzentrierte mich auf ihn. Vielleicht würde es mir gelingen, eine Aura des Bösen festzustellen. Mit einer Hand hielt ich dabei mein Kreuz umklammert, aber ich bekam durch das geweihte Kruzifix keinerlei Nachricht.

Es wäre auch zu schön gewesen.

»Hast du die Insel gesehen?« Suko sprach mich an und schlenderte

langsam näher.

»Mehr geahnt.«

»Die Frage ist, wie kommen wir dort rüber? Ich habe keine Lust, durch das Wasser zu waten.«

»Vielleicht finden wir ein Boot.«

»Glaube ich nicht, aber wir können ja nachsehen.«

Das taten wir auch. Etwa eine Viertelstunde suchten wir, knickten Schilfrohre um und fanden auch einen Steg, doch ein Boot war nicht zu sehen. Dafür entdeckten wir etwas anderes. Dicht am Steg Fußspuren, und das Schilf war frisch geknickt worden.

Das hatte etwas zu bedeuten.

»Hier war jemand vor kurzer Zeit«, erklärte Suko und deutete auf die helleren Stellen.

Ich besah sie mir genauer und mußte meinem Partner recht geben. Wir fanden auch das durchtrennte Tau und zogen sofort die richtigen Schlüsse.

Da hatte jemand die Leine eines Bootes gekappt.

»Ob der geahnt hat, daß wir hier erscheinen?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Durchaus möglich. Fragt sich nur, wer es gewesen ist?«

»Vielleicht der Henker.«

Natürlich, daran hatte ich auch gedacht. Wie die Indianer machten wir uns weiterhin auf die Spurensuche und kamen sehr schnell zu der Überzeugung, daß es nicht nur eine Person gewesen war, die sich in Ufernähe aufgehalten hatte.

Mehrere Fußspuren konnten wir ausmachen und auch unterscheiden, denn da hatten sich mindestens vier oder fünf Personen bewegt. Irgendwie gefiel mir das alles nicht.

Suko hatte ähnliche Gedanken, die er auch aussprach. »Ich habe das Gefühl, daß einige Leutchen zur Insel rübergefahren sind, oder was meinst du?«

»Richtig.«

»Stell dir mal vor, John, der Henker lauert dort...«

»Hör auf!« fuhr ich meinen Freund an, »daran darf ich gar nicht denken.«

»Wir müssen rüber.«

Das hieß: hinein ins kalte Wasser und bis zur Insel waten. Kein reines Vergnügen, wirklich nicht, aber uns blieb leider nichts anderes übrig. Wenig später hatten wir Glück. Fast gleichzeitig entdeckten wir den dunklen treibenden Gegenstand auf dem Wasser. Der Wind blies uns ins Gesicht, er bewegte auch die Wellen und mußte den Gegenstand von der Seemitte auf dieses Ufer hier zugetrieben haben.

»Mann, John, ein Boot!«

Ja, der Chinese hatte recht. Aber es lag verdammt tief im Wasser. Ein kleines Wunder, daß es noch nicht gekentert war.

Da gab es nur eins. Wir mußten das Boot heranholen. Während ich mich umdrehte und von einem Baum einen langen Ast abbrach, war mein Freund bereits auf den Steg gelaufen.

Er fluchte ein paarmal, ich hörte es platschen, und als ich zurückkehrte, sah ich Suko balancieren.

»Was ist los?«

Mein Freund drehte kurz den Kopf. »Die verdammt Bohlen halten mein Gewicht nicht aus.«

»Du solltest eben weniger essen.«

»Bei dir wären sie auch zusammengekracht, aber mit mir kannst du es ja machen.«

Als Antwort warf ich ihm den Stock rüber, den mein Partner geschickt auffing.

Er hatte sich auf das Ende des Bootsstegs zubewegt, stand dort so günstig wie möglich und streckte seinen Arm aus. Er hielt den Ast jetzt fest. Ich drückte ihm die Daumen, daß die Länge ausreichte.

Suko strengte sich an, er ging in die Knie, berührte das Boot mit dem Ast und suchte nach einer Stelle, wo er ihn festhaken konnte. Das war gar nicht so einfach. Zudem war das Boot mit Wasser vollgelaufen, äußerst träge, schwer und unbeweglich. Der Chinese schaffte es dennoch. Er bekam den Kahn so nahe an sich heran, daß er mit der Hand zupacken konnte und das Boot schließlich in den Schilfgürtel zog.

Ich war nicht auf den Steg gesprungen, sondern in den Schilfgürtel. Nasse Füße machten mir nichts aus, Hauptsache, ich konnte den Kahn heranziehen. Wir schafften es in gemeinsamer Arbeit, hievten ihn auch an Land, keuchten dabei, wurden naß und drehten ihn um. Das Wasser lief raus, wir hatten freie Sicht und zeigten die erste Enttäuschung.

Man hatte den Kahn zerstört. Jemand mußte hineingehackt und so das Leck geschaffen haben.

»Sieht frisch aus«, meinte Suko, »und könnte sogar von einer Axt stammen.«

»Der Henker?«

Suko schaute mich an und nickte. »Ja, mein Lieber, eine andere Möglichkeit fällt mir nicht ein.«

»Warum?«

»Keine Ahnung.«

Ich dachte nach. »Vielleicht hat er das Boot zerstört, damit niemand mehr mit ihm von der Insel weggann.«

Suko schaute mich an. Dann nickte er. »Der Gedanke ist grausam, kann aber den Tatsachen entsprechen.«

»Auf jeden Fall müssen wir rüber.«

»Da saufen wir vorher ab.«

»Nicht, wenn wir es abdichten.«

Suko fragte nicht, womit, sondern hatte gleich die richtige Idee. Wir rissen Gras und Erde aus dem Boden, brachten beides in den Kahn

und preßten das Zeug auf das Leck.

Das war zwar nur mehr provisorisch, doch ich hoffte, daß es für die Überfahrt reichte.

Wir beeilten uns. Obwohl Suko und ich nicht darüber sprachen, hatten wir beide das Gefühl, unbedingt gebraucht zu werden. Die ganze Szenerie, so unheimlich sie war, bekam noch ihren makabren Touch, wenn ich daran dachte, daß der Henker irgendwo lauerte. Und daß sich vielleicht mehrere Menschen auf der Insel befanden, die seinem Mörderbeil nicht entgehen konnten.

»Fertig«, sagte Suko.

»Drück die Daumen, daß es hält«, erwiderte ich und keuchte, als ich den Kahn in die Höhe hob.

Wir bahnten uns einen Weg durch das dichte Schilf und waren froh, als wir den Kahn absetzen konnten. Zum Glück lagen noch die Ruder auf den Planken.

Ein Boot steuern konnten wir. Es war nicht das erstemal, daß wir in einem Kahn saßen und selbst mit Hand anlegen mußten. Nur war dies hier ein kleiner See, mehr noch mit einem Teich zu vergleichen. Schon bald hatte uns der Nebel verschluckt. Vom Ufer aus konnten wir nur noch als Schatten gesehen werden.

Wir sprachen kein Wort und gaben uns ansonsten die größte Mühe, verräterische Geräusche so weit wie möglich zu vermeiden. Hin und wieder schmatzte das Wasser, wenn wir die Ruder eintauchten. Kräftig legten wir uns ins Zeug.

Mittlerweile konnten wir die Insel schon besser erkennen. Sie schälte sich aus dem dunkelgrauen Dunst. Nicht ein fremdes Geräusch durchbrach die Stille. Die uns umgebende Szenerie konnte unheimlicher überhaupt nicht wirken.

Eine richtige Gruselkulisse.

Noch war das Wasser tief genug, so daß unser Boot nicht mit dem Kiel über Grund schleifte. Die provisorische Abdichtung war nicht

schlecht. Zwar drückte das Wasser von unten her, es quoll auch durch das Gras, allerdings war es kaum der Rede wert, und es behinderte uns auch nicht bei der Paddelei.

Dann hörten wir das schleifende Geräusch, als unser Boot mit dem Kiel über den Grund glitt.

Noch ein paar Schläge mit dem Paddel, und wir konnten den Kahn endlich verlassen.

Aufatmend blieben wir stehen.

Es war schon beklemmend, was wir da zu sehen bekamen. Duster, von Nebelschwaden umwallt, lag das Gemäuer der Burg vor unseren Augen. Die Schwaden schienen zu großen, gewaltigen Händen geworden zu sein, die es nicht aus ihren Klauen lassen wollten. Automatisch suchten wir nach Spuren, sahen auch das geknickte Gras und waren nun davon überzeugt, nicht die einzigen auf dieser Insel zu sein.

Der Schrei klang dünn.

Beide hörten wir ihn!

Ein kurzer Blick, ein Griff nach den Waffen, dann liefen wir los. Wir waren gespannt, welche Überraschung die alte Burg für uns noch auf Lager hatte...

Es war der zweite Schock innerhalb von Minuten, und damit mußten die jungen Leute erst fertig werden.

Walter Lieh hatte von einem Mörder gesprochen, der noch in der Nähe sein konnte.

Er war in der Nähe, sie sahen ihn. Und er stand groß breit und düster im Durchgang zum Nebenraum. Das Streulicht der Taschenlampen erreichte ihn, sie alle sahen seine Gestalt den wallenden Umhang und die über den Kopf gezogene Kapuze.

Ein Bild, das Angst, Grauen und Terror ausstrahlte!

Und wieder hörten sie das Geräusch, das sie so entsetzte. Dieses

hohle, schreckliche Kichern. Triumphierend, gemein, häßlich und auch tödlich, wie die jungen Leute fanden.

Sie waren nicht in der Lage, sich zu verständigen. Keiner gab eine Anweisung. Niemand wußte, was sie tun sollten, dieser Henker war einfach zu stark.

Auch Walter Lich, der bisher vorbildlich die Nerven behalten hatte, schwieg. Er konnte einfach nichts mehr sagen, atmete durch den offenen Mund und starrte die Gestalt an.

Wenn er genauer hinschaute, glaubte er, auf der Klinge dunkle Flecken zu sehen.

Blut! Das Blut ihres toten Freundes Heinz!

Anke Witte stand dicht vor einem Nervenzusammenbruch. Sie hatte sich an Jürgen Fleischberger geklammert, der sie ebenfalls festhielt, ohne es eigentlich zu merken. Ihre körperlichen Reaktionen erfolgten automatisch, sie wurden nicht mehr bewußt vom Gehirn gelenkt.

Dann sprach jemand. Es war Volker Jungbluth. Er hatte seinen Kopf nach vorn gebeugt, die Lampe in seiner Hand zitterte. »Weg!« stieß er hervor, »wir müssen weg...« Er drehte sich. »Hört ihr nicht? Weg, verdammt, flüchten! Ich will nicht hierbleiben. Ich will nicht...«

»Volker!« Walter Lichs Ruf hallte durch das Gewölbe, aber Jungbluth hörte nicht.

Er war wie von Sinnen und hetzte mit großen Schritten auf den unheimlichen Henker zu.

»Nein, Volker, nein...«

Wer konnte das Entsetzen beschreiben, das die jungen Leute überfiel, als sie die nächsten Sekunden erlebten. Natürlich dachte der schwarze Henker nicht daran, Platz zu schaffen. Er stand dort wie ein Felsblock, bewegte nicht einmal die Axt, und als sich der etwas schwächling wirkende Volker Jungbluth gegen ihn warf, da bewegte der Henker nur kurz seinen rechten Arm mit der Axt.

Er schlug nicht mit der scharfen Seite zu, sondern nahm die flache. Jeder sah, wie sie gegen den Kopf ihres Freundes krachte und Volker zu Boden geschleudert wurde. Er riß die Arme hoch, prallte auf, überrollte sich, kam wieder auf die Füße und wollte den Henker erneut anspringen. Da geschah das Schreckliche.

Anke Witte riß die Arme hoch und preßte ihre Hände gegen das Gesicht. Sie konnte einfach nicht hinschauen, ihre Freunde bebten vor Angst, auch sie schlossen die Augen und hörten dennoch diesen grauenhaften dumpfen Schlag und danach den Fall.

Ein nie gekannter Terror hatte sich in diesem Gewölbe ausgebreitet. Die plötzliche Stille war wie die Ruhe vor dem Sturm und wurde nur von dem krächzenden Schrei eines Vogels unterbrochen, der sich aus der Fensterhöhle löste und durch den Raum flog.

Als wäre dieser Schrei ein Signal gewesen, so öffneten die Freunde die Augen und bekamen mit, wie sich der Henker aufrichtete. Vor seinen Füßen lag Volker Jungbluth.

Tot - geköpft!

Opfer Nummer zwei...

Und der Henker kicherte. Hohl, teuflisch, siegessicher. Er wollte sich alle holen. Der Reihe nach würden sie unter den Schlägen seiner Axt fallen, und ein Ruck ging durch seine Gestalt, als er das blutbefleckte Beil anhub.

Dann ging er vor.

Seine Schritte waren genau abgemessen. Nicht zu langsam, nicht zu schnell. Er wußte, was auf seine Opfer Eindruck machte. Durch die Öffnungen fuhr ein Windstoß, sie berührte die Kutte, bauschte sie auf und ließ den Henker noch größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Er war der personifizierte Schrecken, das Realität gewordene Grauen, eine schreckliche Maschine, die töten wollte.

Schritt für Schritt kam er vor.

Noch gelang es den Zurückgebliebenen nicht, sich zu rühren. Wie angeleimt standen Walter Lieh, Jürgen Fleischberger, Wolfgang C. Bischoff, Oliver Roos und Anke Witte auf ihren Plätzen. Das kalte Entsetzen hielt sie in seinen Fesseln.

Wer war der nächste? Wen hatte sich diese grausame Gestalt vor ihnen ausgesucht?

Jeder hoffte, jeder bangte, aber bewegen konnten sie sich nicht, der Schock saß zu tief.

Laub raschelte unter den Füßen des herankommenden Henkers. Die Augen in den Schlitzten blitzten wie zwei kalte Sterne. Für die jungen Leute strahlten sie all die Grausamkeit aus, zu der dieser Mörder fähig war. Seine Klinge würde jeden töten, der in seine Nähe geriet.

»Nein!« flüsterte Jürgen Fleischberger plötzlich. »Nein, nein, nein!« Er schüttelte so heftig den Kopf, daß seine Brille von der Nase rutschte, zu Boden fiel und ein Glas zerbrach. »Ich will nicht sterben! Ich will nicht...«

Seine Stimme überschlug sich, wurde zu einem wilden Kreischen, das durch das Gewölbe der halbzerstörten Burg hallte. Sie war gleichzeitig auch ein Zeichen für die anderen jungen Leute. Plötzlich erwachten sie aus ihrer Erstarrung, ihre Augen bewegten sich, sie suchten verzweifelt nach einem Ausweg aus dieser schrecklichen Situation.

Wohin?

Gab es überhaupt eine Chance? Kamen sie noch weg? Konnten sie der Klinge des Henker entfliehen?

»Da!« schrie Anke Witte. Sie drehte sich so heftig, daß sie Jürgen Fleischberger zur Seite stieß. Aufgeregt deutete sie auf die Öffnungen der Gänge oder Schächte. Eine Möglichkeit!

»Los, kommt!« brüllte sie. »Verdammt, kommt doch. Steht hier nicht rum!« Sie lief ein paar Schritte vor, drehte sich um, ihr Gesicht verzerrte sich, und in ihren Augen stand ein verzweifelter Ausdruck.

Jürgen Fleischberger reagierte als erster. Er riß den schreckensstarren Oliver Roos herum; Walter Lieh reagierte gleichzeitig und auch Wolfgang C. Bischoff.

Oliver schrie: »Aber da sind wir verloren!«

»Hier auch!« brüllte Jürgen Fleischberger zurück. Sie mußten sich innerhalb der folgenden Sekunden entscheiden, denn der Henker war bereits verdammt nahe herangekommen. Wenn er die nächsten beiden Schritte hinter sich hatte, dann konnte er schon zuschlagen. Niemand traute sich, an ihm vorbei und auf den Ausgang zuzuhetzen. Einen oder zwei von ihnen würde der Henker sicherlich erwischen, deshalb blieb ihnen nichts anderes übrig als sich von einem Risiko in das nächste zu stürzen. Und sie beeilten sich.

Plötzlich hielt es keinen mehr an seinem Platz. Anke Witte wurde von Oliver Roos überholt, der sich duckte und in den Gang als erster eintauchte.

Jürgen Fleischberger hielt Anke fest. Er bekam einen gewaltigen Schreck, als er sah, daß sich Oliver Roos einem anderen Schachteingang zuwandte und schon fast darin verschwunden war.

»Oliver! Zurück!« schrie Jürgen. »Wir müssen zusammenbleiben!«

Roos stand sofort still. Sein Gesicht war verzerrt. Tränen hatten nasse Spuren auf der Haut hinterlassen. Der Mund bebte, er schaute auf die anderen, die der Reihe nach in einer Öffnung verschwanden, mehr taumelnd als gehend.

»Oliiiii!«

Dieser letzte Schrei des Jürgen Fleischberger machte Roos mobil. Er hatte nur ein paar Yards zu überwinden, stieß sich ab, stolperte aber über seine eigenen Beine und fiel hin.

Oliver schrie vor Angst.

Diesen Schrei hörte auch Jürgen Fleischberger. Der junge Mann hatte die anderen schon vorgeschickt, er selbst wartete noch, hatte sich umgedreht und sah den Freund am Boden liegen.

Hinter ihm hob sich drohend und unheimlich die düstere Gestalt des Henkers ab.

In diesen schrecklichen Momenten wuchs Jürgen Fleischberger über sich selbst hinaus.

Er wußte selbst nicht, wie er es fertigbrachte, aber er streckte seinen Arm aus, die Finger fanden den Haarschopf des Freundes, der nächste Arm folgte, eine Hand krallte sich in Olivers Schulter fest, und unter Aufbietung aller Kräfte zog Jürgen Fleischberger seinen Freund zu sich in die Höhle.

Er hätte es wahrscheinlich nicht geschafft, wenn Oliver ihn nicht unterstützt hätte. Roos stieß sich mit den Füßen ab, die Spitzen zogen Streifen über den schmutzigen Boden, und er gelangte genau im letzten Moment in das Innere des Schachts.

Das Beil war bereits unterwegs.

Die Klinge pfiß durch die Luft, sie hätte Olivier getroffen, so aber verfehlte sie ihn knapp und schlug gegen das Gestein, wo sie nicht nur eine breite Furche hinterließ, sondern auch einen Funkenregen entstehen ließ. Der Henker hatte sehr viel Wucht hinter seinen Schlag gelegt. Er konnte die Kräfte nicht mehr ausbalancieren und wurde nach vorn geschoben, wobei er auf die Knie fiel.

So blieb er hocken.

Während Oliver Roos voller Panik an Jürgen Fleischberger vorbei zu den anderen hinkroch, starrten sich Jürgen und der Henker an. Für ein, zwei Sekunden versank die Welt um den jungen Mann aus Deutschland. Er schaute nur in die grausamen Augen dieser mordgierigen Bestie, die da vor ihm hockte.

Die Angst steigerte sich.

Auf einmal wurde Jürgen klar, daß der Henker nicht aufgegeben hatte. Nein, beileibe nicht, er würde ihnen folgen und sie der Reihe nach holen. Als Jürgen dies klar wurde, da begann er zu schreien. »Du verdammte Mordbestie!« brüllte er. »Was willst du denn noch?

Du hast doch zwei von uns getötet! Laß uns in Ruhe, wir haben dir nichts getan!« Seine Stimme kippte über, endete in einem Schluchzen. Jürgen senkte den Kopf und spürte Hände an seiner Hüfte.

»Komm, Jürgen, komm!« Es war Walter Lichs zittrige Stimme, die er vernahm. »Wir müssen weiter!«

Fleischberger hob den Kopf. Er hörte die Reaktion des Henkers auf seine Worte.

Kichern, Lachen. Leise und grausam...

Dann nahm er einen Stein, den er unter seinen Händen fühlte, und schleuderte ihn auf den Henker zu.

Er traf auch. Irgendwo an der Brust der Bestie prallte er ab, und der Henker stieß ein tiefes Knurren aus, das an den Laut eines Tieres erinnerte.

Jürgen Fleischberger aber folgte dem Rat des Freundes. Er zog sich zurück.

Das war auch nötig, denn der Henker zog ein wenig den Kopf ein, kam auf die Füße und verschwand geduckt durch die Öffnung des Ganges. Keiner, der den Festplatz der Hexen entweicht hatte, sollte ihm entkommen.

Keiner...

Wir hatten unsere Taschenlampen mitgenommen und hielten sie nun eingeschaltet in den Händen.

Der Schrei hatte sich nicht wiederholt. Ich fragte mich, ob wir nicht einer Täuschung erlegen waren, sprach darüber auch mit Suko, aber der Inspektor war fest davon überzeugt, den Schrei gehört zu haben. Der Nebel hielt uns umfassen wie ein Kokon die Seidenraupe. Sehen konnten wir nur sehr wenig, wahrscheinlich hatte die Nebeldichte weiter zugenommen.

Viel nutzten uns die Lampen nicht. In der Entfernung einer

Armlänge wurde das Licht bereits vom Nebel aufgesaugt, und es wirkte wie ein zerfasernder Fleck.

Gefühle hatte ich ausgeschaltet. Ich konzentrierte mich auf die vor uns liegende Aufgabe und rechnete sogar damit-, daß der schwarze Henker plötzlich aus dem Nebel erscheinen würde.

Wir hatten das Gemäuer erreicht, konnten jedoch nicht viel erkennen und machten uns daran, die alte Burgruine zu umrunden. Vielleicht sah es auf der anderen Seite besser aus.

Wir achteten auch auf Stimmen. Hörten nichts, der Nebel verschluckte jedes Geräusch. Selbst die schwarzen Totenvögel schwiegen. Gespenstischer hätte es wirklich nicht sein können, als wir damit begannen, das Gemäuer zu umrunden.

Das Gelände darum war nicht nur flach und mit Rasen bedeckt. Es wuchsen dort auch einige Bäume, Trauerweiden, die zu der Stimmung genau paßten. Ihre Zweige hingen nach unten, manche berührten sogar den Boden.

Der rötliche Schein fiel uns auf. Trotz des Nebels konnten wir ihn erkennen, wie er durch die graue Suppe leuchtete. Helle Finger schienen in das Grau hineinzustoßen und es vertreiben zu wollen.

»John, das ist ein Feuer«, sagte der Chineser. »Und wo ein Feuer ist, können auch Menschen sein.«

Ich runzelte die Stirn, strengte mich an und bohrte den Blick nach vorn in die graue Suppe.

Den Schein sah ich wohl, allerdings keine Menschen. Wir wurden noch vorsichtiger. Ich hatte mein Kreuz griffbereit in die Seitentasche gesteckt, in der linken Hand hielt ich die Lampe, in der rechten die Pistole mit den geweihten Silberkugeln. Suko und ich hatten uns getrennt. Von zwei Seiten wollten wir uns dem Feuer nähern.

Schon bald wurde es größer, breiter, und es gab dem Nebel einen blutigen Schein. Genau dort, wo er verschluckt wurde, blieb ich

stehen. Wie ein Geist erschien die Gestalt meines Freundes an der gegenüberliegenden Seite des Feuers.

»Nichts«, hörte ich seine dumpfe Stimme.

»Aber hier haben Menschen gelagert.« Ich deutete auf die verteilt liegenden Gepäckstücke. Sogar einen Teekessel erkannte ich auf dem über den fast heruntergebrannten Flammen stehenden Dreibein.

»Sieht mir nach einer hastigen Flucht aus«, bemerkte Suko. »Sie scheinen gestört worden zu sein, hoffentlich nicht durch den Henker.«

Ich ließ Suko reden und zählte die Gepäckstücke nach. Da hatten mindestens fünf oder sechs Personen um das Feuer gegessen, und die befanden sich in Gefahr, falls der schwarze Henker tatsächlich hier auf der Insel lauerte.

Wo konnte er stecken?

Es gab für uns eigentlich nur eine Antwort auf diese Frage. Wenn sich der Henker tatsächlich auf der Insel verborgen hielt, mußte er sich innerhalb des Gemäuers befinden.

»Schauen wir dort nach«, sagte ich zu Suko und schwenkte den Strahl der Lampe in die entsprechende Richtung.

Mein Partner hatte natürlich nichts dagegen. Ich stand näher an der alten Burg und gelangte deshalb als erster an den Eingang. Innerlich vibrierte ich, denn ich spürte, daß sich gleich etwas Entscheidendes ereignen würde. Es war eine Ahnung, ein nicht erklärbares Wissen, und ich wurde noch vorsichtiger, als ich die Burgruine betrat.

Hinter mir schob sich Suko in das Gewölbe.

Als Gewölbe konnte man es kaum bezeichnen. Es war mehr ein Saal oder ein großer Raum, in den wir geraten waren. Der Boden war mit Schutt, Gesteinsresten und Laub regelrecht überladen, so daß es für uns unmöglich war, ihn lautlos zu durchqueren.

Wir leuchteten überall hin. Auch der Decke entgegen. Die Strahlen strichen an den Innenmauern entlang, sie berührten auch die

Fensteröffnungen. Leere Rechtecke, die längst ihre Scheiben verloren hatten und durch die der Nebel dampfte.

»Hier ist nichts«, meldete mein Freund und Kollege, der sich von mir entfernt hatte.

Ich entdeckte einen Augenblick später den Durchgang. Er führte in den Nebenraum. Bevor ich hineinging, leuchtete ich erst einmal mit dem Lichtfinger in das Innere.

Es sah so aus, wie auch in dem ersten. Ich schwenkte meinen linken Arm, der Lichtfinger wanderte mit, und plötzlich erfaßte er einen auf dem Boden liegenden runden Gegenstand.

Er war schon darüber hinweggeglitten, als ich die Hand noch einmal zurückbewegte.

Kein Zweifel. Vor mir lag ein Kopf!

Im ersten Moment war ich unfähig, mich zu bewegen, obwohl ich eigentlich damit hatte rechnen müssen. Trotzdem traf mich dieser Anblick schockartig, denn auch ich bin keine abgebrühte Maschine. Der schwarze Henker hatte also zugeschlagen!

Ein junges Gesicht starrte mich an. Anklagend. Jedenfalls hatte ich das Gefühl. Ich merkte, wie es in meinen Augen feucht wurde. Gleichzeitig stieg ein ungeheurer Zorn in mir hoch, der schon den Namen Haß verdient hatte.

Ja, Haß auf diese schreckliche und grausame Bestie, die sich nicht scheute, Unschuldige auf diese Art und Weise umzubringen. Ich merkte kaum, daß Suko hinter mir stand. Er flüsterte irgend etwas, das ich nicht verstand, auf jeden Fall war er ebenso geschockt wie ich. Was tun?

Der Kopf lag dicht neben einer nach oben führenden Treppe. Vielleicht zwei, drei Schritte entfernt. Und in seiner Nähe entdeckte ich auch den Körper.

»Geh vor«, sagte Suko und drückte mir seine Hand in den Rücken.

Ich stolperte in den nächsten Raum hinein, die Haut hatte sich zusammengezogen, ich fröstelte vor Entsetzen.

»John, wir müssen jetzt die Nerven bewahren!« hauchte mein Partner. »Es geht nicht anders.«

Da hatte Suko recht. Es fiel mir verdammt schwer, seinen Wünschen nachzukommen. Die Szenen, die wir hier erlebten und verkraften mußten, waren einfach zu schlimm.

Da setzt der menschliche Verstand aus, er weigert sich einfach, Dinge zu begreifen, weil sie so außerhalb jeglicher Legalität stehen und mit dem normalen Verstand nicht erfaßt werden können.

Es sollte noch schlimmer kommen.

Diesmal entdeckte Suko den zweiten Toten. Mein Freund hatte sich von mir entfernt, war zur Seite gegangen und leuchtete mit seiner Lampe nach rechts.

Automatisch folgte ich mit meinen Blicken dem wandernden Strahl und bekam im nächsten Augenblick den zweiten Schock.

Wieder war es der Kopf eines jungen Menschen, der vor uns am Boden lag, und abermals wiesen alle Spuren darauf hin, daß es nur der schwarze Henker gewesen sein konnte, der diesen Menschen getötet hatte.

»Begreifst du das?« flüsterte Suko rauh.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich nicht. Das will einfach nicht in mein Gehirn hinein. Ich komme da nicht mit. Damals, in Pitlochry, konnte man noch von einem Motiv reden. Wenigstens in etwa. Es war eine alte Rachegeschichte, aber hier mordet er wild. Jeder Mensch, der ihm in die Quere kommt, wird von ihm getötet. Weshalb, Suko? Das frage ich dich. Aus welchem Grunde tut er das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und ich auch nicht. Tut mir leid«, erwiderte ich verbittert und mit erstickt klingender Stimme.

Ich verfluchte in diesen Augenblicken innerlich meinen Job und alles, was damit zusammenhing. Wäre ich Beamter in der Registratur geworden, wäre mir so etwas erspart geblieben.

»Wir müssen weitermachen«, sagte Suko, »vielleicht sind es nicht die einzigen...«

»Hör auf, Mensch.«

Wir traten tiefer in den Raum hinein. Auch hier knirschten unter unseren Schritten Dreck und Laub, und wir sahen, daß sich dieser Raum von den anderen unterschied.

Erst einmal führte eine Treppe in einen Turm. Ferner zweigten von den Wänden mehrere Gänge ab, die in eine uns bekannte Tiefe oder andere Burgteile führten.

Vor der Wendeltreppe blieb Suko stehen. »So ein Turm eignet sich als vorzügliches Versteck«, bemerkte er.

Ich nickte. »Sehen wir nach.«

Diesmal ließ ich Suko den Vortritt hielt mich jedoch dicht hinter ihm und deckte ihm den Rücken.

Unsere erste Annahme bestätigte sich. Weit brauchten wir nicht zu laufen, um das Ende der ausgetretenen Steintreppe zu erreichen. Wir befanden uns in der Tat in einem kleinen Turm mit schießschartenähnlichen Öffnungen in den Wänden.

Zu zweit leuchteten wir den Boden ab.

Fußspuren!

Sie stachen uns ins Auge. Im Gegensatz zu den Spuren draußen, stammten diese hier nur von einer Person.

Der Henker war hier! Für uns gab es daran nichts mehr zu zweifeln. Suko hatte sich gebückt. Ich leuchtete und hörte meinen Partner murmeln.

»Was ist los?«

»Schau dir das mal an, John.«

Auch ich ging in die Knie. Beide leuchteten wir mit unseren

Lampen die Spuren an.

»Fällt dir nichts auf?« fragte Suko.

»Ja, das sind Fußspuren von einer Person.«

»Klar, aber sag mir doch mal, wie der schwarze Henker damals ausgesehen hat. In Pitlochry, meine ich.«

»Groß, wuchtig, schaurig, ziemlich muskulös...« Ich wollte noch ein Adjektiv hinzufügen, bremste mich jedoch, weil mir plötzlich etwas aufgefallen war.

Diese Fußspuren paßten nicht zu dem schwarzen Henker! Sie waren einfach zu klein. Ich atmete pustend aus. Hatte sich nicht schon ein Verdacht in meinem Innern festgesetzt, daß der heutige Henker mit dem von damals kaum etwas zu tun hatte? Bis vielleicht auf das Beil. Ich wollte nicht zu weit spekulieren und wiegelte deshalb ein wenig ab.

»Noch ist ja nichts sicher, Suko. Hier oben kann auch eine andere Person als der schwarze Henker gewesen sein.«

»Stimmt auch wieder. Ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen.«

Wir durchsuchten den kleinen Raum mit den runden Wänden weiter, ohne allerdings einen entscheidenden Hinweis oder eine Spur zu finden, die uns weitergebracht hätte.

Auch von unten her hatten wir keinerlei Geräusche gehört. Das allerdings änderte sich, als wir uns auf halber Höhe der Treppe befanden. Wenn die Schreie auch dumpf klangen, sie erreichten unsere Ohren trotzdem...

Sie waren dem schwarzen Henker entkommen!

Für den Augenblick jedenfalls, aber wie würde es in den nächsten Minuten aussehen?

Darüber machten sich die fünf jungen Leute keine Gedanken. Endlich eine Atempause, um Luft zu holen. Sie versuchten, die

eigene Angst und das eigene Entsetzen zu bekämpfen, um Mut zu finden, den Weg durch die Dunkelheit zu gehen. Wohin führte er?

Die Spitze hatte Walter Lieh übernommen. Er konnte nicht aufrecht gehen, mußte sich ducken. Den Arm mit der Lampe hielt er ausgestreckt. Der Lichtfinger hüpfte auf und nieder, ein Zeichen dafür, wie sehr Walter unter Druck stand und zitterte.

Er hatte Furcht, sogar eine schreckliche Angst, und es gelang ihm nicht, sie zu verbergen.

Der Gang zog sich tiefer in die alte Burg hinein, als die jungen Leute zuerst angenommen hatte. Und er führte in die Tiefe. Zwar nicht sehr steil, dennoch stetig, und der am Beginn gehende Walter Lieh erkannte nicht, wann und wo der Gang endete.

Wolfgang C. Bischoff stieß ihm in den Rücken. »Geh doch schneller, verdammt!« zischte er.

»Nein, der Boden ist zu uneben!« Kaum hatte Walter die Worte ausgesprochen, als er schon stolperte und fast hingefallen wäre, wenn Wolfgang ihn nicht festgehalten hätte.

Hinter ihm stolpterten und gingen die drei anderen. Jürgen Fleischberger, Oliver Roos und Anke Witte. Die beiden Jungen hatten das Mädchen zwischen sich genommen.

Anke weinte offen. Die Trauer um den Verlust ihres Freundes und die kalte Angst mußten sich einfach ihre Bahn verschaffen. Irgendwann blieb Jürgen Fleischberger stehen. Er ließ Anke und Oliver vorbei.

»Was hast du?« fragte Roos.

»Geh weiter!«

Oliver gehorchte, während Jürgen seinen Arm hob und den Weg zurückleuchtete, den sie gekommen waren.

In diesem unterirdischen Gang herrschte kein Nebel. Der lichtstarke Strahl konnte wie ein Pfeil in die Dunkelheit hineinstoßen und traf auch sein Ziel.

Den schwarzen Henker!

Er hatte nicht aufgegeben. Für einen Moment war in Jürgen Fleischberger die wahnwitzige Hoffnung aufgeflammt, weil er nichts hinter sich hörte, nun wurde er eines Besseren belehrt. Der Henker stampfte voran!

Eine von Grauen umflorte Gestalt, die fast die gesamte Breite des Ganges einnahm, sich schaukelnd bewegte, wobei sie hin und wieder an die rauen Wände stieß.

Eine Waffe hatten die Freunde aus Germany nicht mit auf ihre Reise genommen, nicht einmal eine Gaspistole, nur Messer besaßen sie, aber damit den Henker zu attackieren, wäre einem Selbstmord gleichgekommen.

Und so blieben Angst, Grauen und Furcht.

Der Henker hatte aufgeholt. Er ging wie eine ferngelenkte Maschine, und Jürgen Fleischberger mußte zusehen, daß er hinter den anderen herkam, wollte er sie nicht verlieren und unter Umständen ein Opfer des Henkers werden.

Hastig machte er kehrt und lief seinen Freunden nach. Auch ihn schüttelte die Panik. Er gab sich zwar äußerlich sehr ruhig, innerlich jedoch war er aufgewühlt und stand dicht vor einer Explosion. Dann tanzte ihm ein Lichtstrahl ins Gesicht. Einer seiner Freunde hatte sich umgedreht und leuchtete ihn an.

»Jürgen!« hörte er die drängende Stimme von Oliver Roos. »Komm endlich! Beeil dich!«

»Ja, ja.« Fleischberger lief schneller.

Oliver wartete auf ihn. Im harten Wechselspiel von Licht und Schatten wirkte sein Gesicht maskenhaft, und Jürgen las die Frage in den Augen seines Freundes..

»Ja«, flüsterte Fleischberger, »er verfolgt uns!«

Oliver Roos verzog die Mundwinkel. Für einen Moment sah es aus, als wollte er anfangen zu weinen. Dann schüttelte der junge Mann

den Kopf und rannte einfach weg.

Jürgen Fleischberger hatte Verständnis für die Reaktionen seiner Freunde. Ihm erging es ja nicht anders. Vielleicht konnte er sich nur ein wenig besser zusammenreißen, obwohl er am liebsten laut seine Angst hinausgeschrien hätte.

Und so stolperte er weiter. Immer tiefer in die unbekannte Finsternis des Ganges. Er wußte von nichts, er kannte nichts mehr, sein Gefühl wurde nur von der Furcht beherrscht und der schrecklichen Drohung hinter ihm in Gestalt des Henkers.

Schließlich erreichte er seine Freunde. Er fiel noch gegen Oliver Roos und klammerte sich an dessen Schultern fest.

Dann rief Walter Lieh etwas. »Da!« schrie er. »Seht doch, wir sind am Ziel!«

Nach diesen Worten war er plötzlich verschwunden. Dafür gab es eine simple Erklärung. Oliver war in den Raum hineingetaucht, in den der Gang auch mündete, und dann war er nach rechts weggegangen. Waren sie wirklich am Ziel?

Sie leuchteten in das Verlies hinein und erschranken bis ins Mark, als sie sahen, wohin sie geraten waren. In eine Folterkammer!

Niemand sprach das Wort aus, aber jeder von ihnen wußte, was dort im Schein der Lampenstrahlen vor ihnen lag. Eine der berüchtigten Folterkammern der Burgherren. Dort hatten sie ihre Feinde eingesperrt, um sie unter unendlichen Qualen leiden zu lassen und Geständnisse aus ihnen herauszupressen.

Sogar die Foltergeräte waren noch vorhanden. Allerdings konnte man die Dinge nicht mehr benutzen. Der Zahn der Zeit hatte auch bei ihnen seine Spuren hinterlassen. Dicker, brauner Rost klebte auf den teuflischen Geräten und hatte dafür gesorgt, daß sie funktionsuntüchtig wurden. Das hölzerne Streckrad war sogar verfault und verfallen. An den Wänden der Kammer hingen Lanzen,

Scheren und lange, stiftartige Nägel. Auch diese Werkzeuge zeigten sich verrostet, ebenso wie die eisernen Becken, in denen früher die glühende Kohle gelegen hatte. Darin hatte der Folterknecht seine Zangen erhitzt. Das alles wäre für die jungen Leute zwar interessant gewesen, aber nicht in ihrer momentanen Lage. Sie mußten zusehen, daß sie einer grausamen Bestie entkamen, die ihnen unerbittlich auf den Fersen war. Und es gab einen Ausgang aus der Folterkammer.

Sie wollten es kaum glauben, als sie es sahen. Aber die Sprossen der eisernen Leiter steckten tatsächlich im dicken Fels der Wände. Die Leiter führte in einen Schacht, der irgendwo wieder an die Oberfläche münden mußte.

Zögern hätte den sicheren Tod bedeutet.

Kaum hatten die jungen Leute die Sprossen gesehen, da setzten sie sich schon in Bewegung. Zum erstenmal zeigte sich, wie sehr sie sich trotz ihrer panischen Angst in der Gewalt hatten. Sie ließen Anke als erste hochklettern.

»Beeile dich aber!« fuhr Walter Lih das Mädchen an. »Mach schon!« schrie er, als er sah, daß Anke sich nicht schnell genug bewegte.

Jürgen Fleischberger hielt sich zurück. Er hatte am Gangende Aufstellung genommen und leuchtete in den Tunnel hinein. Noch traf sein Licht den Henker nicht, noch war ihnen eine Galgenfrist gewährt worden. Zum erstenmal kam ihm ein schrecklicher Gedanke. Wenn der Henker den Weg auch kannte und wußte, wo der Schacht endete, dann brauchte er dort nur zu lauern und abzuwarten, wenn sie einzeln aus dem Schacht kletterten.

Dieser Gedanke bereitete ihm eine so große Angst, daß er begann zu zittern. Doch er hatte sich getäuscht. Bereits zwei Herzschläge später traf der Lichtstrahl ein Ziel. Schattenhaft riß er die Gestalt des Henkers aus dem Dunkel des Tunnels.

Er kam also, und er nahm nicht den anderen Weg. In der

Folterkammer wollte er die Entscheidung.

Jürgen drehte den Kopf. Anke Witte war schon nicht mehr zu sehen, Oliver Roos ebenfalls nicht. Wolfgang C. Bischoff stand jetzt auf den Sprossen und hangelte sich in die Höhe. Auch er war nervös, rutschte auf dem glatten Rost manchmal ab, stieß sich die Knie, aber er ließ nicht los und kletterte weiter. Die Todesangst verlieh ihm dabei fast übermenschlichen Kräfte.

Er mußte es schaffen!

»Schneller, schneller!« schrie Jürgen seinen Freunden zu. »Der Henker ist gleich hier.« Er bewegte hektisch seine Lampe, und der Lichtstrahl tanzte zuckend auf und ab.

Walter Lieh stand bereit. Kaum war Wolfgang's zweiter Fuß in der Dunkelheit des Schachts verschwunden, als er dem Freund nachkletterte und von Jürgen Fleischberger noch mehr angeheizt wurde. Er sollte und er mußte sich beeilen, sonst schaffte es der verdammte Henker letzten Endes doch noch.

Und wie nahe er schon war!

Jürgen sah es, als er in den Gang hineinleuchtete. Nur noch wenige Schritte trennten den schwarzen Henker von der alten Folterkammer. Jürgen konnte auch nicht mehr an seinem Platz bleiben, er mußte weg und ebenfalls hochklettern.

Walter Lieh verschwand. Von ihm waren nur noch die Füße zu sehen, und er schrie den Namen seines Freundes.

Jürgen Fleischberger hetzte auf die alten Eisensprossen zu. Die Lampe schleuderte er weg, sie hätte ihn nur behindert. Sie fiel in das alte Kohlebecken und blieb dort liegen.

Mit einem Sprung warf sich Jürgen auf die Sprossen zu, umklammerte mit beiden Händen die drittletzte und zog sich hoch. In diesem Augenblick betrat der Henker die Folterkammer. Einen winzigen Moment blieb er stehen, da er sich erst noch einen Überblick verschaffen mußte, dann sah er, was geschehen war, stieß

einen drohenden Laut aus und nahm den gleichen Weg, den auch die Jugendlichen genommen hatten.

Das sah Jürgen Fleischberger, als er den Kopf wandte. Und er sah noch mehr.

Er war nicht mehr schnell genug, der Henker würde ihn immer zu packen kriegen.

Trotzdem versuchte er es.

Eine Sprosse noch kam er weiter, dann spürte er die harte Klaue des Henkers an seinem rechten Fußknöchel, wie sie zerrte und riß und den jungen Mann zwang, seine Hände zu lösen.

Mit einem gellenden Schrei auf den Lippen stürzte er in die Tiefe und prallte genau vor die Füße des Henkers...

Ein letzter Sprung katapultierte uns von der Wendeltreppe. Ich huschte nach rechts weg, Suko zur anderen Seite hin. Sofort schwenkten wir unsere Lampen.

Die Strahlen zogen große Kreise, den Raum allerdings fanden wir leer, bis auf die beiden Toten, die von den nach unten gedrückten Nebelwolken umwallt wurden.

Wo war der Schrei aufgeklungen? Diese Frage beschäftigte uns, und es gab zwei Möglichkeiten. Entweder von draußen oder aus irgendeinem der Gänge.

Wir mußten uns entscheiden.

»Ich schaue draußen nach«, rief der Chinese, wartete meine Antwort erst gar nicht ab, sondern rannte sofort los.

Vier Gänge hatten wir gezählt. Vier gefährliche, düstere Löcher. In welchem konnte der Henker verschwunden sein?

Ich nahm mir den ersten vor und lauschte.

Nein, da war leider nichts zu hören. Beim zweiten ebenfalls nicht. Doch als ich in den dritten hineinhorchte, vernahm ich Geräusche. Weit entfernt aufklingend.

Stimmen...

Da waren sie!

Ich warf einen Blick zurück, wollte Suko Bescheid geben, der aber befand sich noch draußen, also blieb mir nichts anderes übrig, als allein die Verfolgung aufzunehmen, denn entkommen sollte mir der Henker nicht, und die Zeit drängte.

Ich wußte nicht, was mich am Ende des Ganges erwartete, aber eins war sicher: kampflös würde ich nicht davonkommen...

Jürgen Fleischberger war noch nie aus so einer großen Höhe zu Boden gefallen. Als der Aufprall durch seinen Körper schoß, da spürte er ihn bis in den letzten Gehirnwinkel.

Sein Kreuz bekam etwas ab, der Kopf ebenfalls, und für die Länge eines hastigen Atemzugs sah er rote Kreise vor seinen Augen funkeln. In einer anderen Lage und Situation wäre er vielleicht liegegeblieben, hier aber konnte er es sich nicht leisten, denn er dachte an den schwarzen Henker und dessen grausame Drohung.

Weit riß er die Augen auf.

Der Henker stand vor ihm.

Wie ein unüberwindliches, finsternes Hindernis kam er ihm vor. Er wurde vom Lichtstrahl einer Lampe gestreift, der schräg durch das unheimliche Verlies der Folterkammer fiel.

Alle hatten ihre Lampen fallen lassen, und so lagen sie am Boden und schickten ihre Lichtstrahlen in einem geometrischen Wirrwarr durch den Raum des Schreckens.

Das Beil hielt der Henker hoch.

Er war köpfbereit...

Auch auf der Klinge und der Schneide spiegelte sich ein Lichtstrahl, so daß Jürgen Fleischberger dieses verteilte Mordinstrument deutlich erkennen konnte.

Hatte ihn der Anblick des Henkers beim erstenmal noch gelähmt, so

war diese Lähmung plötzlich verschwunden. In den nächsten Sekunden hatte die unheimliche Gestalt eine gegenteilige Wirkung auf den jungen Mann.

Er wollte um sein Leben kämpfen!

Bevor der Henker noch zuschlagen konnte, rollte Jürgen Fleischberger herum. Er wuchtete sich dabei ein paarmal um seine eigene Achse, geriet aus der unmittelbaren Reichweite des Henkers, der nicht einmal zugeschlagen hatte und spürte plötzlich, wie die Wand seine Drehungen bremste.

Der Henker wandte sich um.

Das ging schnell, sehr geschmeidig und bewies dem jungen Mann, daß er einen harten Kämpfer vor sich hatte, der nicht gewillt war, aufzugeben.

Jürgen Fleischberger schnellte in die Höhe. Ein Schrei des Schmerzes löste sich aus seiner Kehle, als er mit dem Ohr an einen harten Gegenstand schlug, der an der Wand herabhing.

Es war eine Eisenlanze.

Das sah Jürgen, als er für einen winzigen Moment den Kopf drehte, und sofort durchzuckte ihn eine wahnwitzige Idee.

Jetzt endlich hatte er eine Waffe, auch wenn sie vielleicht einige hundert Jahre alt war. Kämpfen konnte er damit trotzdem noch. Mit dem alten verrosteten Haken riß er sie aus dem Gestein, sah die ebenfalls verrostete Spitze der Lanze und stellte fest, daß sie verdammt schwer war.

Mit beiden Händen mußte er sie festhalten, wobei er zur Seite sprang und bis hinter das verfaulte Streckrad auswich, so daß es zwischen ihn und den Henker geriet.

Auch der Unheimliche mit seiner Kapuze hatte sich bewegt. Nach wie vor hielt er das Beil in der rechten Hand, den Arm hatte er dabei kampfbereit angewinkelt, die Mörderaxt stand hochkant, und die Schneide zeigte in Jürgens Richtung.

Dann kam er vor.

Gnadenlos in seinem Trieb und Vernichtungswillen. Mit einem heftigen Tritt zerstörte er die morschen Reste des Streckrads, so daß es ineinanderfiel.

Vor Schreck sprang Jürgen Fleischberger zurück und prallte gegen das Gerät mit den eisernen Daumenschrauben. Er löste eine Hand vom Schaft der Lanze, packte das Hindernis und schleuderte es dem Henker entgegen, der zwar noch ausweichen wollte, aber nicht schnell genug war, so daß er am Bein getroffen wurde. Ein Laut der Wut oder des Schmerzes drang dumpf unter der Kapuze auf, und einen Lidschlag später erfolgte der erste direkte Angriff.

Die Axt war wie ein blitzender silberner Strahl, als sie für den Bruchteil einer Sekunden durch den Lichtschein einer schräg am Boden liegenden Taschenlampe glitt. Plötzlich sah Jürgen Fleischberger sie so groß wie nie vor seinem Gesicht auftauchen, er bekam fürchterliche Angst und riß in seiner Verzweiflung die Lanze hoch.

Als er das Klirren vernahm, da wurde seine Angst zerstört, und er sah wieder klarer.

Er spürte auch keinen Schmerz, sah kein Blut, denn er hatte die erste Attacke abgewehrt.

Das gab ihm neuen Mut. Dieser wurde angefacht wie eine Flamme, die einen Schuß Sauerstoff bekommt, und Jürgen Fleischberger rammte seine Lanze vor.

Der Henker wich aus.

Geschickt glitt er dabei zur Seite weg, war trotzdem zu langsam, die Lanze erwischte zwar nicht seinen Körper, dafür den Stoff der Kutte. Erst jetzt stellte Jürgen Fleischberger fest, daß sich an der Spitze seiner Waffe kleine Widerhaken befanden, die sich in den schwarzen Stoff festgekrallt hatten.

Er mußte heftig ziehen, um die Lanze wieder freizubekommen. Ein

paar Stoffetzen flatterten dabei zu Boden, und kaum hatten sie die Erde berührt, als Jürgen Fleischberger zu einem gewaltigen Rundschlag mit seiner Lanze ausholte. Dabei drang ein wütender Schrei aus seiner Kehle, er wollte den Henker zerstören, und im nächsten Augenblick hieb der untere Teil des Lanzenschafts gegen die Schulter des Unheimlichen, der zurückgeschleudert wurde.

Diesmal krachte der schwarze Henker gegen die Wand. Da brüllte Jürgen auf.

Er sah sich bereits auf der Siegerstraße und hetzte wie ein Irrwisch auf den Henker zu.

Der jedoch hatte die Übersicht nicht verloren. Gedankenschnell riß er seinen rechten Arm hoch, schleuderte ihn nach vorn und warf gleichzeitig die schwere Axt auf den heranstürmenden Jürgen Fleischberger zu.

Sie hätte getroffen, wenn es im Leben nicht immer gewisse Zufälle geben würde, für die die Menschen die Begriffe Schicksal, Glück oder Schutzengel geprägt hatten.

All das traf bei Jürgen Fleischberger zu.

Im richtigen Augenblick stolperte er über das alte Kohlebecken, verlor das Gleichgewicht, konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten und kippte nach rechts.

Die Axt war auf seine Körpermitte gezielt worden, so aber verfehlte sie ihn um Haaresbreite, drehte sich noch einmal um die eigene Achse, bevor sie klirrend vor die gegenüberliegende Wand prallte. Noch in der Luft liegend, schleuderte Jürgen Fleischberger seine Lanze. Einen Halbbogen beschrieb sie, für einen Moment sah es so aus, als wollte sie den schwarzen Henker aufspießen.

Der reagierte traumhaft, rollte sich zur Seite und entging so dem harten Wurf.

Jürgen war in das alte Kohlebecken gekracht. Er hatte sich sein rechtes Handgelenk aufgeschlagen, Blut sprudelte aus der Wunde,

doch er achtete nicht darauf und auch nicht auf den Schmerz. Er befand sich in einem Rausch, war mit einem Tier zu vergleichen, das mit aller Gewalt ums Überleben kämpfte.

Und nichts anderes wollte er auch - überleben!

Er kam hoch und riß gleichzeitig das Kohlebecken mit in die Höhe. Der Henker hatte sich ebenfalls erhoben, wollte zu seiner Axt, wobei ihm Jürgen im Weg stand.

Der wuchtete sich mitsamt des Kohlebeckens auf den Unheimlichen zu, um ihn zu rammen.

Sie prallten zusammen.

Jürgen keuchte und schrie. Er spürte einen weichen Widerstand, setzte all seine Kraft ein, und das Verlies war erfüllt von seinen wilden, unkontrollierten Schreien.

Trotz aller Anstrengungen gelang es ihm nicht, den Henker bis gegen die Wand zu schleudern.

Der nämlich griff zu einem einfachen, aber sehr wirkungsvollen Trick. Seine Handkante fegte nach unten.

Ein harter Schlag, der nicht genau traf, weil der junge Mann seinen Kopf noch bewegte, und so glitt die Handkante an seinem Hals ab. Aber auch dieser Treffer reichte aus, um ihn benommen werden zu lassen. Fast von allein sackte er in die Knie.

Über sich hörte er die zischende Stimme des Henkers. Haßerfüllt drang sie an seine Ohren.

»Ich werde dich kriegen, Bastard, und dir deinen verdammten Schädel abschlagen. Du hast es gewagt, den Festplatz des Teufels zu entweihen, den Tanzplatz der Hexen, dafür sollst und wirst du büßen!«

Ein schauriges, verzerrt klingendes Lachen folgte den Worten. In einem Kichern endete dieser Gefühlsausbruch.

Ein Geräusch, das Jürgen Fleischberger sehr gut kannte, an das er sich erinnerte, und er wußte, daß ihm jetzt nur noch eine Chance

blieb. Die Flucht.

Aber da war der Treffer.

Zwar hatte er nicht voll sein Genick erwischt, trotzdem mörderisch und auch lähmend. Er kam einfach nicht in die Höhe, sein Kopf schien mit Pudding gefüllt zu sein, für ihn war es ein Wunder, daß er ihn noch drehen konnte, und das tat er auch.

Der Henker hatte sein Beil vom Boden hochgehoben. Jetzt sah er wieder so aus wie zuvor. Mit beiden Händen hielt er den Stiel der Axt umklammert, die Augen hinter den Schlitzten der Kapuze waren zu kleinen Eiskristallen gefroren.

Noch zwei Schritte, dann hatte er sein drittes Opfer erreicht. Für einen Moment blieb er stehen, um den Anblick des vor ihm knienden jungen Mannes voll in sich aufzunehmen, dann sagte er die nächsten, folgeschweren Worte.

»Ich werde dir den Kopf abschlagen, Bastard!«

Suko verließ die Burgruine und tauchte hinein in die dunkelgraue Nebelsuppe.

Die Schreie klangen ihm noch im Ohr. Sie waren dumpf gewesen, wie im Nebel geboren, und Suko ging davon aus, daß er den oder die Menschen vielleicht hier draußen erwischen konnte. Auch den Henker?

Das war die große Frage. Der Chinese hätte ihn gern gesehen, auch gegen ihn gekämpft, denn sein Freund John Sinclair hatte ihm von dem schwarzen Henker allerlei schaurige Dinge berichtet. Damals war es mehr ein privater Fall gewesen, um dessen Aufklärung ihn Glenda gebeten hatte.

Und nun standen sie sich wieder gegenüber. Aber war es überhaupt der schwarze Henker, der da auf John Sinclair lauerte? Oder ein Nachahmer, was Suko sich eigentlich schlecht vorstellen konnte. Wer sollte schon Interesse daran haben, so eine Bestie zu imitieren?

Auf der Insel war kaum etwas zu sehen. Am Lagerfeuer konnte Suko sich auch nicht orientieren, es war inzwischen heruntergebrannt. Nicht einmal die Holzreste glühten noch, die schwere Feuchtigkeit hatte alles gelöscht. Der Chinese hatte das Gefühl, als wäre die graue Suppe noch dichter geworden.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich akustisch zu verständigen. Er blieb stehen, versuchte noch einmal, etwas zu erkennen und rief dann laut ein Hallo. Suko hatte sich angestrengt, doch der Nebel nahm nicht nur die Sicht, er verschluckte auch seine Stimme.

Inspektor Suko war ein Mann, der nicht so leicht aufgab. Er hatte den Schrei vernommen, und er würde seiner Ursache nachgehen, auch wenn es schwer war.

Deshalb begann er, die Insel zu durchwandern. Schon bald konnte er auch die Mauern der Burg nicht mehr sehen. Er kam sich eingeschlossen in grauer Watte vor. Zwar brauchte er nicht tastend voranzugehen, aber schnell konnte er auch nicht laufen. Das hohe Gras war naß. Bald klebte es an seinen Schuhen und auch an den feucht gewordenen Hosenbeinen.

Geisterhaft erschien aus dem Dunkelgrau ein hoher Baum. Wie das Wesen aus einem Fantasy-Film sah er aus. Ein großer, düsterer Ball, der leicht vibrierte.

Dafür trug der Wind die Verantwortung, weil er durch die herabhängenden Zweige der Trauerweide strich.

Suko passierte den Baum.

Manchmal blieb er stehen, lauschte und rief selbst. Doch eine Antwort bekam er nicht.

Je weiter er sich von der Burgruine entfernte, um so mehr änderte sich auch die Landschaft. Plötzlich war sie nicht mehr so frei. Sie besaß jetzt mehr Vegetation. Nicht nur Bäumen mußte der Inspektor ausweichen, auch Sträuchern und Büschen, die innerhalb des Nebels

seltsam fremd auf ihn wirkten.

Es waren Schatten, die sich kaum bewegten. Wenig später jedoch glaubte Suko einen Schatten zu sehen, der nicht stillstand, sondern links von ihm entlanghuschte.

»Hallo, bleiben Sie...«

Ein Schrei!

An der Stimme erkannte Suko, daß er ein Mädchen vor sich hatte. Es lief weg, vielleicht hatte es ihn auch gesehen, aber der Chinese wollte die Kleine nicht entkommen lassen. Die Richtung hatte er sich ungefähr gemerkt, und er nahm augenblicklich die Verfolgung auf.

»So bleiben Sie doch stehen, ich tue Ihnen nichts...«

Jetzt hörte er schon die Schritte. Dann fiel das Gelände ein wenig ab. Durch die Feuchtigkeit war das Gras seifig geworden, es konnte zu einer Rutschbahn werden, und Suko sah den vor ihm laufenden Schatten, wie er sich bizarr veränderte.

Dann war er verschwunden.

Sekunden später hatte Suko ihn erreicht. Kaum stand er neben der Person, als er eine weitere Stimme hörte, die einen weiblichen Namen schrie, den Suko nicht kannte, weil er fremdländisch klang.

»Anke, Anke, wo bist du?«

Das Mädchen hockte auf dem Boden. Voller Angst starrte es den Chinesen an, der ihm wie ein Geist vorgekommen sein mußte. Abwehrend hatte Anke einen Arm vorgestreckt, die Lippen zitterten und formten leise Worte.

»Bitte, bitte, töten Sie mich nicht. Ich habe Ihnen doch nichts getan, bitte...«

Suko nickte. »Beruhigen Sie sich, Miß. Ich tue Ihnen nichts, wirklich nicht.«

»Der Henker, er...«

»Wo ist der Henker!«

»Anke, endlich!« Aus dem Nebel erschien eine weitere Person.

Suko drehte den Kopf und erkannte einen ebenfalls noch jungen Mann, kaum 20 Jahre alt. Er trug eine Brille und hatte rötliches Haar, das ihm in die Stirn hing. Auch sein Gesicht war von Angst gezeichnet.

Suko war klar, daß auch er den schwarzen Henker gesehen haben mußte. Als der Junge den Chinesen sah, blieb er so heftig stehen, als wäre er gegen eine Wand gelaufen. Seine Hände ballten sich, und Suko hob beruhigend den Arm. »Keine Angst«, sagte er, »ich bin von der Polizei.«

»Was?«

»Ja, Scotland Yard. Möchten Sie meinen Ausweis sehen?«

Der Junge nickte und war beruhigt, als der Chineser ihm die Legitimation zeigte. »Und woher kommen Sie?« wollte Suko wissen.

»Aus Germany.«

Deshalb der etwas fremd klingende Name. »Gibt es noch mehr Freunde von Ihnen?«

»Ja. Jürgen Fleischberger, Wolfgang Bischoff und Oliver Roos. Wir... wir sind dem Henker entkommen.«

»Und zwei sind tot, nicht?«

Der Junge nickte, preßte die Lippen zusammen und weinte wieder.

»Wie seid ihr ihm entkommen?« erkundigte sich Suko. Das erzählte Anke Witte, die ebenfalls aufgestanden war und sich furchtsam umschaute. Suko hörte von einem Gang, der Folterkammer und deren Ausstieg.

»Das war unsere einzige Chance«, erklärte Walter Lieh.

»Und wo sind die anderen?«

Walter hob die Schultern. »Wir haben gesagt, daß wir zusammenbleiben wollen, aber der Nebel...«

»Dann müssen wir die anderen drei suchen«, sagte Suko schnell. »Um Himmels willen, wenn sie dem Henker in die Arme laufen, sind sie verloren. Bei diesem verdammten Nebel ist alles möglich. Der

Henker kann neben euch stehen, und ihr seht ihn nicht.«

Die beiden wurden noch blässer, schauten sich an und faßten sich wie zwei Kinder an den Händen.

Walter sagte: »Der eine Tote war Ankes Freund...«

Suko strich dem Mädchen über das Haar. »Ich weiß, es ist schrecklich, und ich kann Ihnen auch kaum Trost zusprechen, aber versuchen Sie, darüber hinwegzukommen.«

Anke schüttelte den Kopf.

Noch stand sie unter Streß, das wußte auch der Chineser. Der richtige Schock würde noch kommen, dessen war sich Suko sicher. Noch kam sie nicht zum Nachdenken, da sie weiterhin in großer Gefahr schwebte. Suko konnte zwischen zwei Möglichkeiten wählen. Sich ebenfalls auf die Suche nach dem Henker zu machen oder aber sich um die Jugendlichen kümmern.

Er entschied sich für das letzte, zudem gab es auch noch einen John Sinclair.

»Wir suchen die anderen!« entschied Suko. »Und ihr bleibt unbedingt in meiner Nähe. Wo war das Ende des Schachts?«

Der Junge und das Mädchen zeigten sich ratlos. Walter Lieh sagte: »Bei diesem Nebel finden wir das nie.«

Das hatte sich Suko schon gedacht. Sie mußten die Suche einfach auf gut Glück beginnen und vor allen Dingen immer wieder die Namen rufen, auch wenn sie den Henker dabei aufmerksam machten. Das Risiko mußte eingegangen werden.

Der Inspektor schärfte seinen beiden Begleitern noch einmal ein, unbedingt in seiner Nähe zu bleiben, dann machte er sich mit ihnen auf den gefährlichen Weg.

Niemals hätte der Chineser damit gerechnet, daß diese Insel zu einer so schlimmen Todesfalle werden würde, und er hoffte, daß der Henker nicht noch einmal zuschlug...

»Das glaube ich kaum!«

Hart klang die Stimme, die die Antwort gab, und sie gehörte einem erwachsenen Mann.

Mir!

Ich hatte den schwarzen Henker vor der Mündung. Auf ihn mußte ich wirken wie ein rächender Geist, denn meine Kugel war immer schneller als er mit seiner Axt.

Der Henker zögerte auch mit dem Schlag. Seine Gestalt schien sich zu ducken, er zitterte, ich merkte es an den Bewegungen seiner Kutte, und dumpf stieß er unter der Kapuze meinen Namen hervor.

»Sinclair!«

Obwohl die Stimme sehr gedämpft klang, spürte ich dennoch den Haß, der mir entgegenschwang. Ja, der Henker haßte mich bis auf den Grund seiner schwarzen Seele, aber ich hatte auch noch etwas anderes festgestellt, was mir bei der ersten Begegnung ebenfalls schon aufgefallen war.

Die Stimme klang nicht mehr so, wie ich sie noch von Schottland her in Erinnerung hatte.

Sie zeigte sich verändert.

Natürlich hätte ich schießen und ihm die Silberkugeln in seinen Körper jagen können, das wollte ich nicht. In einem Reflex wäre es ihm wahrscheinlich noch gelungen, die Axt nach unten zu schlagen, deshalb mußte ich ihn erst von seinem am Boden liegenden Opfer wegbringen. Der junge Mann schien noch nicht recht begriffen zu haben, daß er gerettet worden war. Er lag da und zitterte. Sein Körper bebte, er würde wohl kaum die Kraft finden, um sich auf die Beine zu stemmen. Ich hatte auch die letzten Worte vernommen, die er zu dem jungen Mann sagte.

Da war von einem Tanzplatz des Teufels die Rede gewesen, außerdem von Hexen. Was hatte der schwarze Henker damit zu tun? Wenn es um Hexen ging, war Wikka verantwortlich.

»Geh zur Seite!« forderte ich ihn hart auf. »Mach Platz, weg von dem Jungen!«

Er zögerte. Innerhalb der Kapuzenschlitze bewegten sich seine kalten Augen sehr unruhig. Die Pupillen schauten nach unten, damit ihr Blick die gefährliche Klinge traf. An ihr klebten noch Blutreste. Und das Blut stieg auch mir in den Kopf, wenn ich an die beiden Opfer des Henkers dachte. In diesen Augenblicken nahm ich mir vor, eiskalt zu schießen, sobald sich der junge Mann aus der unmittelbaren Gefahrenzone befand.

»Ich warte nicht mehr länger!« erklärte ich mit fester Stimme. Der Henker mußte seinen Platz einfach verlassen.

Das tat er auch. Anscheinend hatte ich ihn überzeugt. Einen Fuß setzte er zurück.

In diesem Augenblick drehte Jürgen Fleischberger durch. Wahrscheinlich wurde ihm erst jetzt klar, daß er der unmittelbaren Gefahr entkommen war, in seinem Hirn hatte es verständlicherweise einen Kurzschluß gegeben, der für mich fatale Folgen hatte. Nie hätte ich damit gerechnet, daß der junge Mann mich angreifen würde. Es war auch kein direkter Angriff, den er führte, er wollte nur durch den Tunnel verschwinden, und da stand ich ihm im Weg. Ich sah ihn hochspringen, sein verzerrtes Gesicht wurde größer. Ich wollte ihn noch zur Seite stoßen, als er schon gegen mich prallte und mich sogar mit einem Schlag aus dem Weg räumen wollte. Er hatte Glück und traf mich in Höhe des Schlüsselbeins. Ich wurde zurückgeschleudert, in den Gang hinein und hörte das häßliche Kichern des Henkers, bevor ich das Gleichgewicht verlor und nach hinten fiel. Mit dem Kopf prallte ich zum Glück nicht auf, denn ich fiel schräg gegen eine Gangwand, und Jürgen Fleischberger, den nichts mehr hielt, hetzte schreiend an mir vorbei.

Ihn zu verfolgen und aufzuhalten, war unwichtig. Der Henker war von größerer Bedeutung.

Ich rappelte mich hoch und stand Sekunden nach der Attacke wieder in der Folterkammer.

Diese Sekunden hatten der Bestie gereicht. Sie war verschwunden. Für einen Moment schaute ich dumm aus der Wäsche, da ich erst nach dem Weg suchen mußte, den er genommen hatte. Dann allerdings sah ich die Steigeisen in der Wand, die in einen dunklen Schacht hochführten. Jetzt war mir alles klar, und ich zögerte auch keinen Herzschlag länger. Die Beretta mußte ich wegstecken, da ich beide Hände benötigte, um mich festzuhalten.

War das Verlies bisher durch die am Boden liegenden Taschenlampen erhellt worden, so kletterte ich nun in die Dunkelheit hinein, in eine Finsternis, die mir schon unheimlich war.

Über mir entschwand der Henker.

Ich sah ihn nicht, sondern hörte und merkte ihn nur. Merken insofern, als daß mir Rost auf den Kopf rieselte. Das Zeug löste sich durch seine hastigen Tritte von den Sprossen, und ich spürte die leichten Berührungen auf dem Kopf.

Wir beeilten uns beide.

Jäger und Gejagter.

Der Henker wußte, daß ich ihn packen konnte. Er hatte zwar das Beil, aber ich besaß ebenso wirkungsvolle Waffen.

Sehr hoch konnte der Schacht meiner Berechnung nach nicht sein, da ich durch den Gang nicht sehr tief in die Erde gelangt war. Ich sah mich wenig später bestätigt, denn als ich den Kopf hob, traf nicht nur kühle Luft mein Gesicht, ich sah auch das Ende des Schachtes. Es zeichnete sich als graues, kaum erkennbares Rechteck ab.

Die letzten Schritte. Zweimal war ich abgerutscht, denn die Sprossen hngen manchmal schräg im Gestein.

Dann endlich hatte ich es geschafft.

Aber auch der Henker. Er war vor mir durch den offenen Schacht entschwunden.

Als ich meinen Kopf aus der Öffnung steckte, sah ich nur Nebel. Die verdammten dunkelgrauen Schleier ließen kaum eine Sicht zu, und noch etwas anderes spürte ich.

Es war die Nähe des Wassers. Man konnte es riechen, vielleicht war es auch die Kühle, auf jeden Fall mußte ich mich nicht weit vom Ufer entfernt befinden.

Ich stemmte mich auf, gab mir Schwung und katapultierte mich förmlich nach draußen.

Dann stand ich neben der Öffnung.

Wo steckte er?

Ich schaute mich um. Rechts und links nur der verdammte Nebel. Auch vor mir, aber da war auch ein Schatten, der sich bewegte. Das mußte er sein!

Ich startete wie ein Sprinter, dachte nicht mehr an das feuchte Gras, stolperte und fiel fast hin. Im letzten Augenblick konnte ich mich fangen. In diesem Teil der Insel fiel das Gelände zum Ufer hin ein wenig ab, deshalb war der Boden auch noch rutschiger. Bei meinem Lauf setzte ich alles auf eine Karte, starrte dabei in die dunkelgraue Suppe, glaubte auch, weiter entfernt dumpfe Stimmen zu hören, aber ich achtete nicht darauf. Für mich zählte nur der schwarze Henker.

Und den sah ich.

Er konnte nicht schneller laufen als ich. Im Gegenteil, ich holte sogar noch auf. Es war nur eine Frage der Zeit, wann ich ihn packen konnte. Sollte ich schießen?

Verdammt, ich wollte es, zog die Beretta, ließ sie aber wieder sinken, die Gefahr eines Fehlschusses war einfach zu groß, da brauchte ich nur an die Tiefgarage zu denken, wie mir die Bestie dort entwischt war. Deshalb steckte ich die Waffe wieder weg und hatte den Henker plötzlich erreicht.

Der Trick war gut, und der Nebel kam der Bestie dabei entgegen. Im letzten Moment merkte ich, daß seine Gestalt deutlicher wurde.

Sie schälte sich besser aus dem Grau des Nebels, und schon jagte das verfluchte Beil auf mich zu.

Aus dem Lauf heraus warf ich mich zu Boden, prallte auf, überschlug mich, rutschte noch weiter, spürte plötzlich das Wasser und wie mein Körper gegen das Schilf drückte.

Der schwarze Henker wollte ein Ende machen, sprang auf mich zu und hatte bereits zu einem zweiten Schlag ausgeholt. Ich kam nicht mehr dazu, meine Beretta zu ziehen, konnte ihm auch nicht das Kreuz entgegenschleudern, sondern warf meine Beine vor und spürte unter den Schuhsohlen den weichen Widerstand.

Ich hatte ihn getroffen, und er wurde gestoppt, wobei er einen Lidschlag später zurückfiel.

Ich sprang auf.

Auch der schwarze Henker hatte sich fangen können. Dabei rechnete ich mit einem dritten Schlag, hatte bereits die Hand in der Tasche und am Kolben der Beretta, als sich die Bestie herumwarf. Zuerst dachte ich an Flucht. Es war auch so etwas Ähnliches, aber der Henker jagte nicht über die Insel, sondern warf sich mit einem gewaltigen Satz in den Schilfgürtel.

Ich hörte das Knacken der Gewächse, ein klatschendes Geräusch, als die Bestie mit dem Wasser in Berührung kam, und einen Moment später war sie meinen Blicken entschwunden.

Der Henker wollte weg von der Insel, um am Festland seine Flucht fortzusetzen. Wenn ihm das nicht gelingen sollte, gab es für mich nur eine Chance. Ich mußte hinterher.

Eine Sekunde zögerte ich noch, dann gab ich mir selbst Schwung, durchbrach vehement den Schilfgürtel am Ufer und warf mich in den verdammten See hinein...

Das Wasser war verflucht kalt. Als ich den Gürtel hinter mich gebracht hatte und eintauchte, spürte ich die Kälte besonders, denn

sie legte sich wie ein Ring um meine Brust. Meine Kleidung saugte sich Augenblicklich mit Wasser voll und wurde schwer. Zum Glück war dieser See oder Teich nicht sehr tief. Wahrscheinlich konnte ich auch in der Mitte stehen. Obwohl die Kälte biß, hatte ich das Gefühl, in kochendem Wasser gelandet zu sein, denn dicht über der Oberfläche des Sees schwebten die Dunstschleier.

Sie schienen mit den kleinen Wellen verwachsen zu sein und behinderten meine Sicht enorm.

Ich suchte den Henker.

Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, hätte ich den direktesten Weg zum Ufer genommen. Ohne Schnörkel, sondern geradeaus. Sehen konnte ich ihn nicht, dafür hören.

Ein lautloses Schwimmen war nicht möglich. Das Wasser wurde durch die Bewegungen aufgewühlt, es schäumte und klatschte. Genauso war es auch bei dem Henker.

Die Geräusche entstanden vor mir. Wie ich es mir schon gedacht hatte, versuchte er, den geraden Weg zu nehmen.

Obwohl das kalte Wasser nicht tief war, nahm ich trotz meiner vollgesaugten Kleidung die Verfolgung nicht gehend, sondern schwimmend auf. So war ich schneller, und ich kam auch durch die gewaltigen Kraulschläge näher an ihn heran. Vor mir und sich mit dem Dunst vermischend, sah ich einen schaumigen Streifen, den der schwarze Henker zog, denn auch er legte ein starkes Tempo vor. Das Wasser schmatzte und gurgelte. Der Kopf mit der schwarzen Kapuze wirkte wie ein dunkler Korken, als er dicht über der Oberfläche tanzte.

Ich holte auf.

Zoll für Zoll näherte ich mich der gefährlichen Bestie. Manchmal hatte ich das Gefühl, als würden meine Fingerspitzen bereits seine Füße berühren. Leider war es eine Täuschung, dann aber verschwand der Henker plötzlich.

Wir mußten uns etwa in der Mitte zwischen Insel und Ufer befinden, als ich ihn nicht mehr sah. Die Bestie war untergetaucht. Bei mir schrillte es Alarm, denn ich rechnete mit einem Trick und schnell folgender Attacke.

Getäuscht hatte ich mich nicht. Plötzlich tauchte er dicht vor mir auf. Gleichzeitig mit seinem Kopf schoß auch der rechte Arm aus dem Wasser. In der Hand hielt er schlagbereit das Beil, das er sofort nach unten sausen ließ.

Ich warf mich zurück.

Hoch spritzte das Wasser. Meine Arme schlugen wahre Fontänen, als ich mit dem Rücken die Wasserwand teilte. Und nicht allzu weit von mir entfernt hieb auch die Klinge der Axt in das Wasser.

Ich ruderte mit den Armen, zog die Beine an, streckte sie wieder aus und wollte Grund unter die Füße bekommen, als der Henker einen zweiten Schlag führte.

Diesmal sah ich das Beil größer, ließ mich wieder zurückfallen, tauchte dabei mit dem Kopf unter und rammte ein Bein vor. Ich hatte es zusätzlich noch hochgerissen und traf den Henker genau dort, wo die Kapuze im Gesicht klebte.

Ein wütender, leicht schrill klingender Schrei erreichte meine Ohren. Die Waffe geriet aus der Richtung und verfehlte mich zum zweitenmal. Als der Henker seinen Arm wieder aus dem Wasser hob, startete ich einen Angriff.

All meine Wut, meinen Zorn und meinen Haß auf die Bestie legte ich dahinein und jagte meine Faust mitten in die schwarze Fläche über den Schultern. Ich wollte ein paar Sekunden Zeit gewinnen, um meine Beretta ziehen zu können.

Volltreffer!

Zwar sah ich es nicht genau, weil ein Schleier vor meinen Augen lag, aber der Kopf verschwand.

Mit der linken Hand wischte ich mir die Augen frei, mit der rechten

fingerter nach meiner Pistole. Zum Glück sind die modernen Waffen so konstruiert, daß sie auch schießen, wenn sie naß geworden sind. Zudem ist meine Beretta sehr gepflegt.

Aber ich sah kein Ziel.

Der Henker war verschwunden. Er hatte es raffiniert angestellt, nutzte nicht nur den Nebel aus, sondern auch noch die Deckung des Wassers. Für mich gab es keinen Zweifel, daß der Henker untergetaucht war. Ich blieb einen Moment stehen und drehte mich um die eigene Achse. Vielleicht konnte ich an den Bewegungen des Wassers erkennen, wohin sich der Henker wandte.

Aber so geschickt war er auch. Wenn er sich schon weiterbewegte, mußte dies dicht über dem Grund geschehen, ansonsten hätte ich etwas bemerkt.

Lange durfte ich nicht stehenbleiben. Er befand sich in einem Vorteil, ich konnte ihn nicht sehen, während er...

Da war es schon passiert.

Plötzlich spürte ich den Griff der Klaue an meinem rechten Fußgelenk. Ich wollte mich noch fangen, als der schwarze Henker bereits seine Kraft einsetzte und mich durch einen heftigen Ruck im wahrsten Sinne des Wortes von den Beinen riß.

Auf einmal war alles anders. Mit Entsetzen stellte ich fest, daß Wasser wirklich keine Balken hatte. Es gab nichts, woran ich mich hätte festhalten können, schlug ins Leere und tauchte unter. Meine Augen schloß ich nicht, hatte aber zuvor Luft geholt, und die Angst, letzten Endes doch noch zu verlieren, steigerte sich bei mir ins Unermeßliche...

Ich sackte nur langsam dem Grund entgegen. Meine Kleidung hatte sich aufgebläht, sie stoppte den Sinkvorgang, und ich suchte verzweifelt nach meinem Gegner. Als Schatten sah ich ihn.

Das Wasser war unter seine Kutte gedrungen und hatte sie

regelrecht hochgehoben, so daß mir der Henker vorkam, wie der Schatten eines gewaltigen Rochens.

Nur hatte dieses Wesen der Tiefsee einen Stachel und kein Beil. Beides konnte tödlich sein.

Ich strampelte. Irgendwie erkannte ich, daß der Henker meinen Knöchel mit der rechten Hand festhielt. Er mußte das Beil in die linke Hand gewechselt haben, und ich hoffte, daß er damit nicht so geschickt war. Der erste Schlag verfehlte mich auch. Die Klinge hackte in den Grund und wühlte den sich dort befindlichen weichen Schlamm zu einer gewaltigen Wolke auf.

Sie nahm uns beiden die Sicht. Ich wuchtete meinen Oberkörper vor und griff nach meinem im Gürtel steckenden Dolch. An das Kreuz kam ich schlecht heran, der Dolch mußte es auch schaffen.

Schnell stach ich zu.

Natürlich bremste das Wasser meinen Schwung, dennoch fand die Klinge Widerstand. Leider nicht den, den ich gern gehabt hätte. Sie verhedderte sich in der verdammten Kutte.

Ich versuchte, den Dolch aus dem Stoff zu ziehen, während der schwarze Henker damit beschäftigt war, das Beil wieder in die Höhe zu bekommen, damit er es einsetzen konnte.

Mit den Händen tastete ich mich vor, und irgendwie gelang es mir, auch seinen Arm zu packen.

Und zwar den linken.

Ich drückte ihn herum. Die schwarze Schlammwolke hüllte uns noch immer ein, sie machte eine Sicht so gut wie unmöglich, unser Kampf gestaltete sich zu einem reinen Glücksspiel, zudem kam hinzu, daß wir ihn unter Wasser führten, und zumindest ich auftauchen mußte, um frische Luft zu tanken, denn der Sauerstoffmangel machte sich inzwischen stark bemerkbar, auch daran zu erkennen, wie meine Kräfte nachließen.

Trotzdem gab ich nicht auf. Das Beil sollte mich nicht treffen. Ich

hielt den linken Arm fest, drückte den Henker zurück und wunderte mich trotzdem über das schmale Gelenk. So weit konnte ich immerhin noch denken, bevor mich der Luftmangel zwang, loszulassen und ich der Oberfläche entgegenschöß.

Der Henker hatte mich nicht mehr festhalten können, denn ich hatte mit dem freien Fuß auf sein Gelenk getreten.

Kaum hatte mein Kopf die Oberfläche durchstoßen, als ich auch schon Schwimmbewegungen ausführte, um vom unmittelbaren Kampfplatz wegzukommen.

Auch der Henker kam.

Ich ruderte mit den Armen, keuchte, hustete krächzend, da mir Wasser in die Kehle gedrungen war, und machte mich auf einen erneuten Kampf gefaßt.

Der schwarze Henker jedoch schlug mir ein Schnippchen. Den Grund seiner Flucht kannte ich nicht, jedenfalls nutzte er den Nebel aus und verschwand wie ein Schemen.

Abermals ging das Spielchen von vorn los. Trotz der Bewegungen, die der harte Kampf gefordert hatte, spürte ich die Kälte, die heimtückisch in meinen Körper zog. In den Monaten Oktober und November haben wir eben keinen Sommer.

Selten hatte ich bei einem Gegner in der direkten Auseinandersetzung so viel Mühe gehabt, wie mit dem schwarzen Henker. Damit hätte ich nie im Leben gerechnet, auch meine Kondition hielt nicht ewig, ich fühlte mich wesentlich matter als zu Beginn.

Eine Pause konnte ich mir trotzdem nicht leisten. Im Innern hoffte ich auch auf Suko, der vielleicht etwas merkte und mir zu Hilfe eilen konnte. Wir wühlten uns durch das Wasser.

Der Henker machte es geschickt. Er tauchte öfter unter als ich, nahm bei seiner Flucht einen Zickzackkurs ein, so daß es mir schwerfallen mußte, auf ihn zu schießen.

Das wollte er sicherlich.

Bis jetzt hatte keiner von uns einen Punktgewinn verzeichnen können. Wir konnten uns als gleichwertig bezeichnen, doch es mußte zu einer Entscheidung kommen.

Das Ufer war nicht mehr weit entfernt. Ich stellte es an der Wassertiefe fest, und auch dem Henker fiel es schwerer, im nur hüfthohen Wasser zu schwimmen.

Seinen Zickzacklauf hatte er allerdings beibehalten, und er forcierte sein Tempo.

Ich holte trotzdem auf.

Da sah ich schon den Schilfgürtel. Dunkel schimmerte er im grauen Nebel. Die ersten Rohre brachen, als der schwarze Henker ihn erreichte. Ich legte noch mehr zu, kam näher an ihn heran, sah seinen breiten Rücken, widerstand der Versuchung, eine Kugel hinzuschießen, sondern nahm alle Sprungkraft zusammen und stieß mich ab.

Ich kam gut aus dem jetzt nur noch kniehohen Wasser hoch, warf meine gestreckten Arme vor und prallte einen Atemzug danach in den Rücken des schwarzen Henkers.

Blitzschnell umklammerte ich die Hüften und schleuderte ihn nach rechts, hinein in die Schilfrohre, die knackend brachen, als wir beide auf sie fielen.

Unter der Kapuze gellte ein schriller, wütender Schrei. Kein Kichern mehr, sondern eher die artikulierte Panik.

Hatte ich gewonnen?

Mein Faustschlag war wie ein Hieb mit dem Hammer. Die Hand klatschte in den nassen Stoff der Kapuze, darunter spürte ich das weiche Gesicht, und der Treffer drückte den Kopf zwischen Gräser und die geknickten Schilfrohre unter Wasser.

Dann kümmerte ich mich um die Axt.

Jetzt hatte ich die einmalige Chance. Der Henker unter mir war

durch den Hieb benommen geworden. Wahrscheinlich konnte er auf seine Waffe nicht mehr achten.

Alle zehn Finger packten eisenhart zu, als ich das Gelenk des Henkers umklammerte. Ein wenig hob ich es an und wuchtete es dann nach unten, genau auf die Kanten der abgebrochenen Schilfrohre zu. Was ich kaum zu hoffen gewagt hatte, trat ein. Nicht nur, daß der Henker hochzuckte, er mußte einen wahnsinnigen Schmerz verspüren, nein, auch die Faust öffnete sich, als würden die Finger von unsichtbaren Bändern in die Höhe gezogen, dann rutschte ihm die verdammte Mörderaxt von der Handfläche und fiel in den Schlamm. Jetzt war der Henker waffenlos.

In einer wütenden Attacke riß ich ihn hoch und warf ihn durch den Schilfgürtel auf das Ufer zu, wo er dumpf aufschlug. Ich folgte ihm schnell, und hörte von der Insel her die leisen, verwehenden Rufe.

»John, John...«

Das war Suko, der nach mir rief. Ich hatte jetzt keine Zeit, um mich um ihn zu kümmern, denn ich bekam mit, wie sich die schwarze Gestalt vor mir aufrichtete.

Die Bewegungen hatte er noch nicht so unter Kontrolle, sie wirkten etwas lahm und schwerfällig, so konnte ich meinen weiteren Vorteil ausspielen, zog die Beretta und blieb einen Schritt vor der am Boden hockenden Gestalt des Henkers stehen.

Auch das Kreuz hatte ich hervorgeholt. In der linken Hand hielt ich es. Fahl schimmerte der silberne Glanz durch den Nebel. Der klatschnasse Henker bot kein schauriges oder unheimliches Bild mehr, sondern ein sehr erbärmliches. Die Kleidung klebte ebenso wie die Kapuze an seinem Körper, und abermals mußte ich mir eingestehen, daß dies niemals der echte Henker aus Pitlochry war. Nein, unter der Kapuze verbarg sich ein anderer.

Aber wer?

Ich würde es gleich wissen, denn mein Befehl war auch von dem

Henker nicht zu überhören. »Weg mit der Kapuze!«

Ich bellte ihm die Worte entgegen, wartete auf eine Reaktion, doch sie erfolgte nicht.

Nur der Kopf bewegte sich, und die Augen starrten mich an. Augen, die groß waren. Hatte ich sie nicht schon einmal gesehen?

»Soll ich dir eine Kugel in die Stirn schießen, Henker?«

Er schüttelte den Kopf, sprach nicht, war stumm und hob langsam beide Arme.

Meine Spannung stieg.

Die Finger der Hände krümmten sich. Sie wurden zu Greifwerkzeugen, die sich im nassen Stoff der Kapuze festhakten. Noch wartete der Henker, zögerte, dann aber schleuderte er seine Arme hoch und riß die Kapuze vom Kopf.

Ich hatte voller Spannung gesteckt, wartete auf den entscheidenden Augenblick, der nun gekommen war.

Ich sah den Henker ohne Kapuze!

Meine Augen wurden groß, als ich nasses, langes, blondes Haar erkannte und in ein verzerrtes Gesicht schaute.

Das durfte nicht wahr sein, das war Wahnsinn, einfach irre, verrückt. Aber es stimmte. Der Henker war eine Frau. Jane Collins!

Ich hatte das Gefühl, nicht mehr in der Wirklichkeit zu stehen. Der Boden schwankte, am liebsten wäre ich in ihn eingesunken, denn dieser Anblick hatte mich getroffen wie kaum etwas im Leben.

Jane Collins war der schwarze Henker!

Ich begriff es einfach nicht. Wie konnte das möglich sein? War es eine Täuschung, stand vielleicht ein Geist vor meinen Augen? Nein, das war Jane Collins, und sie grinste mich mit ihrem maskenhaft verzerrten Gesicht an.

Noch immer hatte ich mich nicht gefangen. Ich stand da und glaubte, mich inmitten eines Kreisels zu befinden. Zahlreiche Gefühle

stürmten auf mich ein, sie überschwemmten mich wie eine gewaltige Woge, der Nebel wurde zu einem rotierenden Etwas, und die Gestalt der ehemaligen Detektivin verschwamm vor meinen Augen. Erinnerungen stiegen in mir hoch. Vor allen Dingen Erinnerungen an die letzte Zeit, wo der Geist des Rippers Jane Collins aus meinen Fäusten gerissen hatte.

Doch nun imitierte sie den schwarzen Henker. Weshalb? Und aus welchem Grund hatte sie zwei scheußliche Morde auf ihr Gewissen geladen, obwohl man davon ausgehen konnte, daß sie kein Gewissen mehr besaß und man sie vielleicht für diese schlimmen Taten gar nicht als verantwortlich bezeichnen konnte.

»Jane!« stöhnte ich auf, wobei mir meine eigene Stimme fremd vorkam.

»Verdammt, Jane, weshalb hast du das getan? Was ist der Grund für deine Taten?«

Sie lachte.

Und diesmal war es wieder das höhnische, widerliche und gemeine Kichern, das mich so abstieß. »Es darf keiner auf die Insel. Sie gehört uns, sie gehört dem Teufel!«

»Der Festplatz des Satans, nicht wahr?«

»Ja, Geisterjäger. Ein Ort für den Teufel. Er wird dort mal wohnen, er wird...« Sie schwieg und kicherte nur noch.

Der lächelnde Henker war entlarvt. Ich sah ihn vor mir. Eine Frau, sogar jemand, den ich verdammt gut kannte. Mit allem hätte ich gerechnet, nur damit nicht.

Jane eine Hexe!

Und nicht nur das. Sie war eine Mörderin. Was sollte ich tun? Sie töten? Die Frau töten, die ich einmal geliebt hatte und deren Gefühle bei mir auf Erwidierung gestoßen waren?

Sie hockte vor mir, schaute auf die Mündung meiner Waffe, die mit silbernen Kugeln geladen war. Ich brauchte nur den Finger zu

krümmen...

Die Nebelschwaden umwallten uns wie graue Leichentücher. Niemand sprach in diesen Sekunden. Unsere Blicke bohrten sich ineinander. Die Umwelt existierte nicht mehr. Ich sah keinen Funken Gefühl oder Sympathie in den Augen der Hexe. Nein, sie empfand nichts mehr für mich.

In diesen schlimmen Augenblicken konnte mir auch niemand helfen. Damit mußte ich allein fertig werden. Egal, welchen Rat mir auch der beste Freund geben würde, er war sicherlich immer falsch. Wenn du schießt, hast du alles hinter dir! Da war die eine Stimme in meinem Hirn. Gleichzeitig hörte ich eine zweite. Damit stellst du dich auf eine Stufe mit deinen Gegnern, John Sinclair.

Ich kam mir vor wie ein Mensch mit zweigeteiltem Gewissen. Die Beretta in meiner Hand war plötzlich zu einer Last für mich geworden. Ich tat mir schwer, sie zu halten. Ein Zittern konnte ich nicht vermeiden... Herrgott, wenn mir doch jemand einen Rat geben würde!

Da bewegte sich Jane Collins. Sie drehte sich ein wenig zur Seite, und ich ließ sie.

Ohne mich aus den Augen zu lassen, stand sie auf. Die Kapuze des Henkers ließ sie liegen.

Ich atmete tief durch. Die feuchte Luft drang in meine Lungen. Ich mußte husten.

»Du kommst mit«, sagte ich mit krächzender Stimme. »Sofort und auf der Stelle!«

Jane Collins lächelte wieder. »Wo willst du mich denn hinbringen lassen, Geisterjäger?«

Seit sie vom Geist des Rippers besessen war, sprach sie mich nicht mehr mit John an, sondern nur mit dem unpersönlich klingenden Begriff Geisterjäger.

»Ich schaffe dich zum Yard. Dort wartet eine Zelle auf dich.

Mörderinnen gehören hinter Gitter!«

Ihr Gesicht verzog sich, als würde scharfer Essig die Kehle hinabrinnen.

»In den Knast willst du mich bringen? Nie, Sinclair, nie kannst du das schaffen. Ich lasse es nicht zu, daß man mich hinter Gitter steckt, darauf kannst du dich verlassen. Du wirst dieses Kunststück nicht fertigbringen.«

»Und wer sollte mich daran hindern?«

»Ich!« erwiderte Jane Collins, drehte mir den Rücken zu und ging einfach davon...

Im ersten Moment war ich zu keiner Regung mehr fähig. Diese Abgebrühtheit setzte allem die Krone auf. Das durfte es doch nicht geben. So hatte noch nie jemand mit mir gesprochen. Ich schaute auf Janes Rücken und wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte. Sie rannte nicht weg, lief auch nicht schnell, sondern schlenderte davon. In einer provozierenden Haltung, für mich jedenfalls provozierend. Die nasse Kutte klebte an ihrem Körper, dampfte, und diese grauen Schwaden vermischten sich wieder mit dem uns umgebenden Nebel.

Die schwarze Gestalt wurde schwächer, der Nebel legte sich stärker zwischen uns. Ich mußte ein paar Schritte vorlaufen, um sie besser erkennen zu können, und es gelang mir ebenfalls, meine innere Sperre zu überwinden.

Ich schrie sie an. »Bleib stehen, Jane Collins, sonst jage ich dir die Kugel in den Rücken!«

Ihre nächste Reaktion überraschte mich, denn Jane blieb tatsächlich stehen. Allerdings drehte sie den Kopf, schaute mich über die Schulter an und grinste verbissen. »Würdest du mir wirklich eine Kugel in den Rücken schießen, Sinclair?«

»Ja, ich tu's!« knirschte ich und umklammerte meine Waffe so hart, als wäre sie der letzte Rettungsanker.

Da öffnetest du den Mund und lachtest. »Nein, Sinclair, nein. Ich kenne dich. Jahrelang haben wir zusammengearbeitet. Das ist nun vergessen. Ich bin eine andere geworden, du aber bist der gleiche geblieben, John Sinclair. Du hast dich nicht verändert, bist noch immer so ein Tölpel, der Skrupel kennt. Du wirst auch nicht auf mich schießen, denn du schießt niemanden in den Rücken, es sei denn, irgendein Umstand zwingt dich dazu. Aber den sehe ich nicht.«

»Dafür ich!«

Sie hob die Schultern. Irgendwie kam mir die Geste verächtlich vor, angewidert, dann drehte sie den Kopf, schaute wieder nach vorn und ging.

Was sollte ich tun?

Ich zitterte innerlich, meine Nerven standen auf dem Prüfstand. Verdammt, sie hatte ja recht. Ich schoß keinem in den Rücken, wenn ich nicht dadurch eine unschuldige Person aus den Klauen eines Dämons befreien könnte.

Das lag hier nicht vor.

Und sie ging weiter. Abermals mußte ich ihr folgen, um sie besser sehen zu können. Sie hatten schon fast die ersten Bäume erreicht, und ich sah schräg links von mir die Umrisse des Bentley aus der grauen Suppe erscheinen. Da feuerte ich.

Fahl war die Flamme vor der Mündung. Als sie zusammenfiel, hatte ich das Ziel schon erwischt.

Es war der weiche Grasboden dicht neben Jane Collins, und die jetzige Hexe zuckte tatsächlich zurück.

»Die nächste Kugel tötet dich!« drohte ich mit fester Stimme. Diesmal schien sie mir zu glauben, denn sie blieb freiwillig stehen. Ein Erfolg.

Ich atmete auf und lief die wenigen Schritte auf sie zu. Hatte ich gesiegt? Gab Jane auf?

Ich freute mich. Plötzlich befand sich mein Inneres wieder in

Aufruhr. Ich dachte schon daran, Jane Collins hinter Gittern zu sehen. Es schmerzte zwar, aber es war nicht so schlimm, wie das, was sonst vor ihr lag. Ein Leben als Hexe!

Ich machte die Rechnung ohne den Wirt. Durch meinen angeblichen Sieg hatte ich ein wenig den Blick für die Realitäten verloren und dachte auch nicht mehr daran, daß Jane von einer Seite Hilfe bekommen konnte, die sehr mächtig war.

Wikka war da!

Schon einmal hatte ich ihr magisches Feuer erlebt, als sie mir Jane Collins aus den Fingern riß. Damals hatten wir uns in einem Krankenwagen befunden.[\[4\]](#)

Auf einmal zischten zwischen uns die grünroten Flammen hoch, bildeten eine so gewaltige Wand, daß sie in ihrer Höhe die Kronen der Bäume erreichte.

Ich warf mich zurück.

Vielleicht hätten mich die Flammen erwischt, aber ich trug mein Kreuz bei mir, und es aktivierte sofort seine Kraft, so daß ich nicht einmal Hitze spürte.

Nach drei Schritten fing ich mich wieder, riß das Kreuz höher, reckte meinen Arm in die Luft und wollte durch die verdammte Flammen wand stürmen.

Ich hörte nur das Lachen, sah neben Jane Collins plötzlich Wikka sehr deutlich stehen und erkannte auch die beiden Schlangen, die aus ihrer Stirn ragten.

»Niemand sperrt eine Dienerin von mir ein, John Sinclair!
Niemand! Auch du nicht!«

Während Wikka die Worte sprach, drehte Jane sich abermals um, lachte, und verdammt, Freunde, sie lachte mich aus.

Das Gelächter hallte noch als Echo durch den Nebel, als die beiden längst nicht mehr zu sehen waren.

Eine Verfolgung hatte keinen Sinn. Wikka beherrschte die magische

Kraft des Satans.

Sie kam und verschwand wie ein böses Omen...

Suko fand mich am Ufer sitzend. Ich fror nicht, ich zitterte nicht, ich hockte nur da, hielt das Beil in der rechten Hand und starrte ins Leer. Daß Suko die fünf jungen Leute bei sich hatte, bekam ich kaum mit. Es interessierte mich nicht einmal sonderlich. Ich dachte an Jane!

Sie war zur Mörderin geworden. Bisher hatte sie zwar auch auf der schwarzmagischen Seite gestanden, aber einen Mord, den hatte sie meines Wissens nach nicht auf sich geladen.

Bis heute!

Ein lächerliches Motiv, falls es überhaupt ein Motiv für einen Mord gibt, was ich nach wie vor nicht glaube. Sie hatten diese Insel zu einem Tanzplatz oder Festplatz der Schwarzen Magie machen wollen. War es ihnen gelungen?

Ich glaubte nicht so recht daran. Aber zwei junge Leute hatten durch die Hand der Jane Collins ihr Leben lassen müssen, und so etwas durfte nicht ungesühnt bleiben.

In den letzten Minuten hatte ich mich auch irgendwie innerlich von Jane abgekehrt. Ich würde und wollte sie einer gerechten Bestrafung zuführen, das war ich mir selbst schuldig. Wie ich das anstellen sollte, wußte ich nicht, und ich ahnte auch nicht, welche Schwierigkeiten sich noch vor mir auftürmen würden.

Einige Male mußte Suko mich ansprechen, bevor ich reagierte. Ich hob den Kopf. Sukos Gesicht war blaß, aber er lächelte. Dann zerfaserte sein Lächeln, als ich sagte: »Der Henker ist entkommen. Wikka hat dafür gesorgt.«

»Wikka?«

»Ja, denn weißt du, wer sich unter der Kapuze des Henkers verbarg?«

Suko schluckte. Am Ausdruck seiner Augen erkannte ich, daß er die

Wahrheit ahnte, trotzdem umschrieb er die Antwort mit einer Frage.

»Jane...?«

Ich nickte.

Suko sprach nichts. Er legte mir nur seine Hand auf die Schulter, und er sah, wie ich den Kopf senkte und das Gesicht zwischen beiden Händen vergrub.

Denn auch ein Mann in diesem Beruf kann seine Gefühle nicht immer unterdrücken.

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 14 »Der schwarze Henker«

[\[2\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 14 »Der schwarze Henker«

[\[3\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 016 »Blutige Rosen«

[\[4\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 217 »Die Hexeninsek«